

Jörg Rothkamm (Mannheim)

Kontinuitäten und Netzwerke

Arnold Schmitz als Mainzer Ordinarius und Hochschulkommissionsvorsitzender der Gesellschaft für Musikforschung¹

Die Etablierung des Fachs Musikwissenschaft in Mainz 1946 aus Anlass der (Wieder-)Gründung der Universität stellt einen Sonderfall in der deutschen Hochschulgeschichte der frühen Nachkriegszeit dar.² Weder hatte es vor dem Krieg noch während des Krieges musikwissenschaftliche Lehre und Forschung in Mainz gegeben. Von Kontinuitäten innerhalb ein und derselben Universität kann also nicht die Rede sein. Wohl aber sind Kontinuitäten nachweisbar, wenn auf den Lehrstuhl für Musikwissenschaft ein Forscher berufen wird wie Arnold Schmitz, der zuvor bereits an der Universität Breslau als Ordinarius gewirkt hatte,³ und Schmitz ab 1947 einen weiteren Musikwissenschaftler für die Lehre und Prüfungen hinzuzog, der ebenfalls aus Breslau nach Mainz kam (Albert Wellek).⁴ Aber auch bei dem zuvor nicht in Breslau aktiven Ernst Laaff kann man Kontinuitäten beobachten. Schmitz verpflichtete Laaff, der als Leiter der Collegia musica tätig war, als Lehrbeauftragten und Honorarprofessor in der Musikwissenschaft.⁵ Unter Berücksichtigung der Umstände seiner Berufung nach Mainz kann man zeigen, wie Schmitz für personelle und institutionelle Grundkonstellation und Weichenstellungen sorgte, die bis in die Zeit nach seiner Emeritierung folgenreich waren (Kapitel I). Dass Schmitz nicht zuletzt als Vorsitzender der Hochschulkommission der GfM dank verschiedener Netzwerke weit über Mainz hinaus in weite Teile der westdeutschen Musikwissenschaft der 1940er und 50er Jahre hineinwirkte, soll hier anhand weiterer bislang unbekannter Archivalien dokumentiert werden. Sie ma-

- 1 Dieser Aufsatz basiert auf einem Vortrag vom 12.6.2012 am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Mainz, der im Rahmen des DFG-Projekts „Wissenschaftsgeschichte und Vergangenheitspolitik. Musikwissenschaft in Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland“ an der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mannheim entstand.
- 2 *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., Mainz 1991, S. 17. Die Universität Mainz wurde 1798 aufgehoben. Vgl. die Umwandlung des bisherigen Musikinstituts an der Universität Hamburg in ein Musikwissenschaftliches Institut 1948 (eine Studie hierzu vom Autor ist in Vorbereitung).
- 3 Vgl. bereits den Vortrag von Hubert Unverricht „Breslauer Tradition in der Arbeitsgemeinschaft für mittelrheinische Musikgeschichte?“ auf der wissenschaftlichen Tagung „Musik am Mittelrhein“ aus Anlass des 50jährigen Bestehens der Arbeitsgemeinschaft für mittelrheinische Musikgeschichte im Oktober 2011. Ich danke Hubert Unverricht herzlich für die Überlassung des Typoskripts.
- 4 Neben diesen beiden wurden noch 16 weitere Hochschullehrer aus der aufgelösten Ostuniversität Breslau nach Mainz berufen, so dass man zurecht von einer „Breslau-Connection“ (*Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 24) sprechen kann.
- 5 Vgl. Hubert Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, in: *Tradition und Gegenwart. Studien und Quellen zur Geschichte der Universität Mainz mit besonderer Berücksichtigung der Philosophischen Fakultät*, hrsg. von Hermann Weber u. a., Teil 2, Halbbd. 2, Wiesbaden 1981 (= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz 11), S. 33–47, hier S. 38 f. Redaktionsschluss dieses Textes war 1976. Vgl. auch die aktualisierte Langfassung als ders., „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut der Johannes-Gutenberg Universität Mainz“, in: *Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft für mittelrheinische Musikgeschichte*, Nr. 38, April 1979, S. 486–509.

chen deutlich, dass Schmitz u. a. in enger Zusammenarbeit mit Friedrich Blume einer der einflussreichsten Fachvertreter der frühen Nachkriegszeit war (Kapitel II).

I. Ordinarius in Mainz

1. Musikwissenschaftliche Aktivitäten bis 1945

Der 1893 in Sablon bei Metz geborene Schmitz hatte in Bonn, München und Berlin Klavier, Tonsatz und Komposition⁶ sowie Musikwissenschaft u. a. bei Ludwig Schiedermaier, Adolf Sandberger, Theodor Kroyer, Johannes Wolf und Max Friedlaender studiert. Promoviert wurde er 1919 in Bonn mit einer Dissertation *Übersuchungen über des jungen Schumann Anschauungen vom musikalischen Schaffen*. Schmitz habilitierte sich 1921 ebenfalls in Bonn mit einer Schrift über *Kölner Jesuiten-Musik im 17. Jahrhundert*. Anschließend machte er sich mit vier zwischen 1923 und 1927 entstandenen Monographien über Beethoven einen Namen, die noch heute als methodisch richtungsweisend gelten. Schmitz trat hier ein für die motivisch-thematische (statt einer hermeneutischen) Analyse,⁷ für die Skizzenforschung,⁸ für eine Bewertung der „Gesamtpersönlichkeit“ Beethovens vor einem „religionsgeschichtlichen Hintergrund“⁹ sowie für die Rezeptionsforschung.¹⁰ Nach Lehrtätigkeiten in Bonn und Dortmund übernahm er von 1929–39 „als persönlicher Ordinarius“ „das planmäßige Extraordinariat“ für Musikwissenschaft an der Universität Breslau.¹¹ Als „Direktor eines der am reichsten auch mit musikalischen Quellen ausgestatteten Institute“¹² widmete er sich verstärkt der Schlesischen Musik.

Helmut Loos hat kürzlich freilich darauf hingewiesen, dass sich Schmitz in der Grenzlanduniversität Breslau in einer problematischen Gesellschaft befand, was auch an den Titeln von Lehrveranstaltungen abzulesen ist, die er u. a. gemeinsam mit dem Germanisten und „Karrierenazi“ Josef Quint ankündigte:¹³ Bereits 1934/35 etwa die „völker- und rassenspsychologische Betrachtung des Barockproblems“ und 1939/40 „Lage, Aufgaben und Methoden der heutigen Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft“. Die wenigen verbalen Zugeständnisse in Schmitz' letzter wissenschaftlicher Veröffentlichung zur Zeit des Nationalsozialismus – zur „Musik im mittelalterlichen Schlesien“ (1938) – hatte dieser in einer Neuauflage 1961 gemeinsam mit seinem ehemaligen Assistenten Fritz Feldmann

6 Bei dem Komponisten Hugo Kaun (1863–1932) und dem Pianisten August Schmidt-Lindner laut Günther Massenkeil, „Arnold Schmitz als Musikforscher“, in: *Arnold Schmitz. Ausgewählte Aufsätze zur geistlichen Musik*, hrsg. von Magda Marx-Weber und Hans Joachim Marx, Paderborn 1996, S. 333–340, hier S. 333.

7 Ebd., S. 335 (*Beethovens „Zwei Prinzipien“*, Berlin und Bonn 1923).

8 Ebd., S. 335 (*Beethoven. Unbekannte Skizzen und Entwürfe*, Bonn 1924).

9 Ebd., S. 336 (*Beethoven*, Bonn 1927).

10 Ebd., S. 337 (*Das romantische Beethovenbild. Darstellung und Kritik*, Berlin und Bonn 1927).

11 Arnold Schmitz, Art. „Schmitz, Franz Arnold“, in: *MGG* 11, Kassel 1963, Sp. 1882.

12 Massenkeil, „Arnold Schmitz als Musikforscher“, S. 337 f. Im Wintersemester 1939/40 war Schmitz bereits im Kriegsdienst (s. u.).

13 Leo Haupts, *Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik*, Köln 2007, zit. n. Helmut Loos, „Gegen den Strom der Zeit. Der Musikwissenschaftler Arnold Schmitz (1893–1980)“, in: *Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa. Mitteilungen der internationalen Arbeitsgemeinschaft an der Universität Leipzig*, hrsg. von Helmut Loos und Eberhard Möller, Heft 13, Leipzig 2012 (im Druck), Typoskript, S. 3. Ich danke Helmut Loos herzlich für die Überlassung des Typoskripts.

gestrichen bzw. näher erläutert.¹⁴ Loos kam aufgrund einer Analyse von Schmitz' Lehrveranstaltungsthemen und veröffentlichten Schriften zu dem Fazit, dass dieser trotz eines entsprechenden Umfelds „nationalsozialistischem Gedankengut distanziert und ablehnend gegenüberstand“ und „jeglicher nationalsozialistischer Gesinnung unverdächtig“ sei.¹⁵

Tatsächlich scheinen dies weitere Dokumente zu bestätigen, u. a. der vom Amt Musik an das Hauptamt Wissenschaft 1944 weitergeleitete Hinweis auf „Vorsorgliche Betrachtung“ von Schmitz, da sich dieser „offen zur katholischen Kirche bekannt“ habe.¹⁶ „Es sind Fälle nachweisbar, in denen Schmitz seine Schüler soweit in konfessionellem Sinne beeinflusst hat, dass sogar die Dissertationsthemen von ihm in dieser Richtung umgeändert wurden.“ Zu diesem Zeitpunkt war Schmitz, der bereits seit 1939 Kriegsdienst tat, für ein Semester wieder als Hochschullehrer tätig.¹⁷ Allerdings konnten diese Angaben bislang nicht näher ergänzt werden. Dies ist jedoch nun aufgrund bisher unbekannter Quellen aus den Universitätsarchiven Mainz, Marburg und Bonn in Zusammenhang mit Bewerbungen von Schmitz nach 1945 möglich. In seinem Lebenslauf für die Universität Mainz gab Schmitz u. a. an, dass er auf der „Vorschlagliste für das erledigte musikwissenschaftliche Ordinariat Köln (1938) und Berlin (1942)“ gestanden habe.¹⁸ Die Berufung nach Köln sei „von der Reichsstelle Rosenberg (München) aus politischen Gründen verhindert“ worden.¹⁹ Ein Beleg dafür findet sich bislang nicht, die Tatsache ist allerdings aufgrund der obigen Beurteilung Schmitz' von 1944 denkbar. Schmitz benennt auch Heinrich Lemacher als Zeugen.²⁰ Freilich sind fast sämtliche Gutachten des Amts Musik negativ ausgefallen, sofern es sich nicht um direkte Mitarbeiter des Gutachters Herbert Gerigk handelte.²¹

Weiterhin gab Schmitz in seinem Lebenslauf für die Universität Mainz an: „Hat weder der N.S.D.A.P. noch einer ihrer Gliederungen angehört. War zahlendes Mitglied der N.S.V. [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt], des Reichsluftschutzbundes und des V.D.A. [Volksbund für das Deutschtum im Ausland] mit den üblichen kleinen monatlichen Beiträgen.“²² Diese Angaben decken sich mit jenen in seiner Bewerbung an der Universität Marburg 1946, wonach Schmitz zwischen 1932 bzw. 1935 und 1945 bei diesen Organisationen Mitglied war, aber kein Amt übernommen hatte.²³ Tatsächlich lässt sich Schmitz' Name auch nicht in der Liste der Parteimitglieder der NSDAP entdecken.²⁴ Im

14 U. a. „kerndeutsch“ und „germanische[r] Choraldialekt“ (ebd., S. 3 f.).

15 Ebd., S. 4 und 7.

16 Amt Musik, Dr. Gerigk an Hauptamt Wissenschaft, 30.8.1944, zit. n. Fred K. Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker 1933–45. CD-Rom*, 2. Edition 2009, S. 2178; vgl. auch ebd., S. 8613, 8922, 9657.

17 Im Sommersemester 1944 (Universitätsarchiv [fortan: UA] Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, *Schmitz, Prof. Dr. Arnold. Personalakte*, Bl. 7).

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Ebd.

21 Pamela M. Potter, *Die deutscheste der Künste. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des Dritten Reiches*, [Yale 1998,] Stuttgart 2000, S. 189 f. Eindeutig positiv wurden demnach nur Korte, Blessinger und Danckert beurteilt.

22 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 7.

23 UA Marburg, Bstd. 307d Nr. 2352, *Lehrstuhl Musikwissenschaft 1945–1947*, „Military Government of Germany. Fragebogen“, 7.3.1946. Dort gibt er an, von „1935 (?)“ bis 1945 Mitglied der 1932 gegründeten Volkswohlfahrt und von „1932?“ bis 1945 Mitglied des Volksbundes gewesen zu sein, der für eine Revision der Versailler Verträge eintrat. Demnach war Schmitz auch Mitglied in der Deutschen Jägerschaft (1933–45).

24 Vgl. Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 9941 ff.

Krieg diente Schmitz bis 1945 (mit Entlassung während des Sommersemesters 1944 wegen Krankheit) als Hauptmann und Major.²⁵

2. Umstände der Berufung nach Mainz 1946

Nach Kriegsende war Schmitz zunächst noch in französischer Gefangenschaft und konnte im Januar 1946 in den hessischen Kurort Schlangenbad bei Wiesbaden heimkehren.²⁶ Seine Berufung an die Mainzer Universität verlief auch im Vergleich zur üblichen Praxis an anderen Universitäten außerordentlich informell und rasch. Waren seinerzeit Ausschreibungen noch unüblich, so gab es doch längere Berufungsverfahren mit mehreren Listenplatzierten auf Basis einer Kommissionsarbeit innerhalb der Fakultät und/oder – bei Neugründungen – von Vorschlägen auswärtiger einschlägiger Fachvertreter.²⁷ Nicht so an der Universität Mainz: Schmitz' Personalakte enthält Details über die Vorgänge, die er selbst rückblickend folgendermaßen beschrieben hat: „Bei den ersten, inoffiziellen Besprechungen, die ich im Frühjahr 1946 mit Persönlichkeiten führte, die direkt oder indirekt Einfluß auf die Errichtung der Universität und ihrer 6 Fakultäten hatten – ich erinnere mich besonders an Bischof Dr. Stohr, Oberbürgermeister Krauß, Dr. Ludwig Strecker, Prälat Prof. Dr. Reatz – war es nicht allzu schwer, Verständnis dafür zu wecken, dass das Fach Musikwissenschaft, im engeren Verbund mit der Philosophie [...] gleich von Anfang an vertreten sein müsste.“²⁸

Zumindest Ludwig Strecker, Leiter des Verlagshauses Schott in Mainz, dürfte großes Interesse an der Gründung eines Musikwissenschaftlichen Instituts gehabt haben. Wahrscheinlich war es aber vor allem Schmitz' katholischer Hintergrund und seine Verbindung zu Prälat August Reatz, dem er seine Berufung verdankte.²⁹ Am 11.3.1946 schickte Schmitz vorab seinen Lebenslauf mit der Bemerkung „Ich bedanke mich abermals beson-

25 UA Marburg, Bstd. 307d Nr. 2352, *Lehrstuhl Musikwissenschaft 1945–1947*, „Lebenslauf“, 19.2.1946.

26 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 7. Von dort aus hielt er in Wiesbaden die Vorträge „Die Säkularisierung des Religiösen als geistesgeschichtliche Ursache des europäischen Zusammenbruchs“ am 28.2.1946 („Hörerzahl etwa 500“) und „Das Problem des Menschen bei Pascal und Kierkegaard“ am 7.3.1946 („Hörerzahl etwa 500“) laut UA Marburg, 307d Nr. 2352, „Military Government of Germany. Fragebogen“ 7.3.1946, Anlage zu Nr. 118 des Fragebogens, S. 3.

27 Vgl. etwa den Fall der neu zu gründenden Universität Bremen, bei der Schmitz selbst als Gutachter zum Zug kam (Anmerkung 217).

28 Handschriftlicher Bericht, zit. n. Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 34. Berufungsakten der Philosophischen Fakultät der Universität Mainz aus der frühen Nachkriegszeit sind offenbar nur nach dem 13.6.1946 und zu Buchstabe A–L vorhanden (UA Mainz, Bstd. 7/43 Az. 28/1–4 *Philosophische Fakultät, Allg. Angelegenheiten [...] Berufungsverhandlungen* 13.6.1946–17.8.1950; Bstd. 7/45 Az. 28/3 *Philosophische Fakultät A–L Berufungen* 1946–47). Auch zu Welleks Berufung sind demnach keine Unterlagen bekannt. Ich danke herzlich dem Archivleiter Jürgen Siggemann für seine Hilfe bei der Recherche sowie Michael Hansen für die Genehmigung zum Abdruck der Zitate.

29 Reatz lehrte an der Hochschule des Priesterseminars in Mainz, dessen Dekan er 1945 war. 1947/48 war er der erste frei gewählte Rektor der Universität.

ders, dass Sie mich auf Mainz hinwiesen.“³⁰ Bereits neun Tage später schrieb Schmitz dann offiziell an Reatz:³¹

„Auf Weisung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs hat Herr Rechtsanwalt Dr. Hohoff mich veranlasst, Ihnen zu schreiben und Ihnen beiliegend einen ausgefüllten Fragebogen zu übersenden. Herr Dr. Hohoff hatte gestern mit dem Hochwürdigsten Herrn eine Besprechung, bei der auch von einer musikwissenschaftlichen Professur in der Philosophischen Fakultät und von mir die Rede war.

Außerdem füge ich noch einen kurzen Lebenslauf und ein summarisch abgefasstes Schriftenverzeichnis bei. [...]

Soviel ich bis jetzt von der neuen Mainzer Universität gehört habe, interessiert mich besonders ihre geistige Ausrichtung. Es würde mir große Freude bereiten, an der Pflege der gei[s]tigen Beziehung zu Frankreich in besonderer Weise mitarbeiten zu dürfen. Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich in französischen Fachkreisen kein ganz Unbekannter bin [...]. Über meine geistigen Leistungen im französischen Gefangenenerlager kann Herr Capitaine [...] Auskunft geben.“

Schmitz versuchte hier den Eindruck zu erwecken, aufgrund seiner Vergangenheit den fachlichen Kontakt zur französischen Besatzungsnation mitgestalten zu wollen. Zugleich wies er darauf hin, dass er bereits für das Sommersemester 1946 eine Vertretung zugesagt und außerdem „andere Aussichten“ durch das Hessische Kultusministerium eröffnet bekommen habe.³²

Diese Angaben entsprechen allerdings nicht ganz der Wahrheit. Vielmehr lässt sich den Protokollen der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn entnehmen, dass exakt am Tag dieses Schreibens (20.3.1946) darüber beraten wurde, ob dem Antrag von Schmitz auf eine „Gastprofessur“ stattgegeben wird. Obwohl Ludwig Schiedermaier den Antrag befürwortete, beschloss die Fakultät, „die Angelegenheit durch eine Kommission behandeln zu lassen“, die sogleich eingesetzt wurde.³³

An die Philipps-Universität Marburg, wo die Nachfolge von Hermann Stephani³⁴ seit Sommer 1945 sehr aufwändig und langwierig beraten wurde, hatte Schmitz am 19.2.1946 eine Bewerbung gesandt und den ausgefüllten Fragebogen des „Military Government of Germany“ mit Datum vom 7. März beigefügt – also keine 14 Tage vor seiner Bewerbung an der Universität Mainz.³⁵ Es gibt allerdings einen Hinweis darauf, dass er tatsächlich bereits zu diesem Zeitpunkt als Kandidat des Hessischen Ministeriums für Marburg galt. Am 12. April nämlich schickte der Marburger Dekan an den Minister eine erste Berufsliste

30 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 8, Brief vom 11.3.1946 an „Sehr geehrter Herr Doktor“. Denkbar ist natürlich, dass statt Reatz einer der anderen promovierten Herren gemeint ist. Da Schmitz Bischof Stohr vermutlich mit dem Bischofs-Titel angeschrieben hätte, kommt am ehesten Strecker in Frage.

31 Ebd., Bl. 9, Brief vom 20.3.1946.

32 Ebd.

33 UA Bonn, PF 138–187, *Fakultätsprotokolle 1945–1949*, 20.3.1946. Vgl. UA Bonn, PF 77 Nr. 179, *Kommission Musikwissenschaft* [1945–47], wo eines der undatierten Blätter einen handschriftlichen Listenvorschlag mit Schmitz auf Platz 1 enthält (2. Leo Schrade, 3a. Helmuth Osthoff, 3b. Rudolf Steglich). Am 22.5.1946 ist die Liste jedoch: „1. Werner Korte, 2. Friedrich Blume, 3. Walther Vetter [4. Joseph Schmidt-Görg]“.

34 Zu Stephani siehe ausführlich Sabine Henze-Döhring, „’Er lebte nur seiner Musik...’ – Hermann Stephani als Gründer des Marburger Musikwissenschaftlichen Seminars und Collegium musicum“, in: *Germanistik und Kunstwissenschaften im „Dritten Reich“*. *Marburger Entwicklungen 1920–1950*, hrsg. von Kai Köhler u. a., München 2005, S. 83–95, <www.uni-marburg.de/musik-in-hessen/biografien/hermannstephani>, 25.4.2012.

35 UA Marburg, Bstd. 307d Nr. 2352.

ohne Schmitz³⁶ mit dem Kommentar, dass bislang keine Erkundigungen „über den vom Ministerium vorgeschlagenen [...] Schmitz einzuziehen“ seien und dieser später einbezogen werden könne.³⁷

Zurück nach Mainz: Vier Tage, nachdem Schmitz seine Bewerbung an Reatz abgeschickt hatte, erhielt er vom Rektor der Universität einen Brief, in dem er ihn zum persönlichen Gespräch bat, das wiederum eine Woche später stattgefunden hat.³⁸ Der Berufungsvorschlag, den der Rektor bereits elf Tage später ausfertigte, enthält nur einen Namen:³⁹ Schmitz. In der Rubrik „Wissenschaftliche Beurteilung“ gibt es keinerlei Wertungen. Auch Angaben zu Lehr- und Forschertätigkeit entsprechen exakt denjenigen in Schmitz' Bewerbung. Bei aller gebotenen Vorsicht muss man also annehmen, dass keine Fremdmeinung eingeholt wurde.⁴⁰ Die Dienstaufgabenbeschreibung ist jedoch detailliert:⁴¹ „Vorlesungen, Seminare und Übungen in angemessener Weise aus dem gesamten Gebiet der Musikwissenschaft und Musikgeschichte mit besonderen Verpflichtungen, jede Hauptvorlesung durch Übungen zu ergänzen. Beteiligung an der Erwachsenenbildung im Ausstrahlungsbereich der Universität Mainz, Mitwirkung am Auf- und Ausbau eines musikhistorischen Instituts und Übernahme der Leitung derselben, Eintritt in die Prüfungskommission.“

Zwei Tage später erfolgte das Einverständnis durch den Oberregierungspräsidenten von Hessen-Pfalz und den Directeur de l'Education Publique,⁴² wiederum zehn Tage später die Berufung durch den Rektor als „ordentlicher öffentlicher Professor“.⁴³ In den begleitenden Zeilen ging der Rektor offenbar sicher davon aus, dass Schmitz den Ruf annehmen würde.⁴⁴ Tatsächlich hatte Schmitz zwischenzeitlich den natürlich deutlich weniger attraktiven Antrag auf eine Gastprofessur in Bonn zurückgezogen⁴⁵ und aus Marburg sicherlich Zeichen erhalten, dass er nicht auf der Liste sei.

Schmitz nahm denn auch rasch per Telegramm die Mainzer Professur an und erhielt seine Ernennungsurkunde „mit Wirkung vom 15. Mai 1946“.⁴⁶ Die Eile war insofern geboten, als der Vorlesungsbetrieb am 23. Mai beginnen sollte.⁴⁷ Bereits im Berufungsvorschlag

36 Am 6.4.1946 wurde dem später Berufenen Hans Engel vom [Dekan] vertraulich mitgeteilt, dass er nach Gurlitt und Mersmann auf Platz 3 stehe (UA Marburg, Bstd. 307d Nr. 2835, *Musikwissenschaft u. Musikgeschichte 1935–1954*).

37 UA Marburg, Bstd. 307d Nr. 2352.

38 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 10.

39 Ebd., Bl. 12 (13.4.1946). Laut freundlicher Auskunft von Günther Massenkeil sei dies bei der Neugründung der Universität Mainz auch in anderen Fächern üblich gewesen.

40 Der Rektor Joseph Schmid selbst war fachfremd (Geograph laut *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 21).

41 UA Mainz, G. 131 S 64/59, Bl. 12. Hervorhebung von mir.

42 Ebd.

43 Ebd., Bl. 13.

44 Ebd., Bl. 14.

45 Hs. Notiz. In: UA Bonn, PF 138–187, *Fakultätsprotokolle 1945–1949*, hier 20.3.1946.

46 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 17 und 19.

47 Ebd., Bl. 14. Vgl. „Geschichte der Universität Mainz. Blick in die Geschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz“ <http://wiwi.uni-mainz.de/636_DEU_HTML.php>, 30.5.2012: „Am 15. Mai 1946 nahm die nun ‚Johannes Gutenberg-Universität Mainz‘ genannte Hochschule den Lehrbetrieb auf.“ Tobias Ihle, „Die ersten Mainzer Schulmusiksemester“, in: *Fachbereich Musik. Universität Mainz. 50 Jahre Schulmusikausbildung in Mainz*, Redaktion Lutz Dreyer, [Mainz 1996], S. 16–18, hier S. 17, nennt konkrete Lehrveranstaltungstitel aus dem Sommersemester 1946. Vgl. jedoch Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 38, wonach die Musikwissenschaftliche Lehre erst im Wintersemester 1946/47 begann.

des Rektors war als „Politische Beurteilung“ „unbelastet“ angegeben.⁴⁸ Der Spruchkammerbescheid des Ministers für politische Befreiung der öffentlichen Kläger bestätigte im Folgejahr und auch 1948, dass Schmitz vom „Gesetz der Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus [...] nicht betroffen“ sei.⁴⁹ Die Ernennungsurkunde wurde 1950 „auf Lebenszeit“ erneuert.⁵⁰ 1958 ließ Schmitz die Emeritierung bis zur Vollendung des 68. Lebensjahres hinausschieben,⁵¹ so dass er erst im September 1961 von amtlichen Verpflichtungen entbunden wurde.⁵²

3. Forschung

Die erste Monographie, die Schmitz nach kriegsbedingter Schreibpause veröffentlichte, ist sein Buch über *Die Bildlichkeit der wortgebundenen Musik Johann Sebastian Bachs* von 1950.⁵³ Es wurde seit 1948 von mehreren Aufsätzen und Vorträgen über Bach, seine Zeit, Oratorien und die Figurenlehre begleitet.⁵⁴ Mag man diese Themenwahl in einer Linie sehen mit früheren kirchenmusikalischen Studien etwa zur Jesuitenmusik oder zur schlesischen Kirchenmusik, so fällt doch ein Bruch in der zentralen These des Buches auf. Hatte Schmitz bei Beethoven 1924 noch die motivisch-analytische Analyse gegenüber semantisch-hermeneutischen Verfahren propagiert, treten nun die „geistigen oder als vergeistigt angesehenen Prinzipien der Kontrapunktik und der Form in den Hintergrund“⁵⁵ zugunsten der musikalischen Rhetorik, deren wesentliche Gestaltungsfunktion Schmitz postuliert. Erst in den späten 1960er Jahren hat sich diese viel diskutierte These durchgesetzt und auch Konsequenzen in der Aufführungspraxis gezeitigt.⁵⁶

Ebenfalls im Bereich der Kirchenmusik lässt sich Schmitz' Edition *Oberitalienischer Figuralpassionen des 16. Jahrhunderts* verorten, die er 1955 herausgab und die ebenfalls von Aufsätzen flankiert ist.⁵⁷ Diese Edition knüpft direkt an ein Vorhaben von 1935 an, als Schmitz bereits über „Italienische Quellen zur Figuralpassion des 16. Jahrhunderts“ einen Aufsatz veröffentlichte,⁵⁸ und stellt seine letzte Monographie und seinen letzten größeren Forschungsschwerpunkt dar.

1950 wurde der Plan formuliert, die schlesische Musikgeschichte weiter erforschen zu lassen. Wilibald Gurlitt hat diese Idee in der Musikwissenschaftlichen Kommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur versucht zu verankern, höchst wahrscheinlich auf Anregung von Schmitz.⁵⁹ Ausführen sollte das Vorhaben ein Breslauer Weggefährte und Freund von Schmitz, Gerhard Strecke.⁶⁰

48 UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 12.

49 Ebd., Bl. 27 und 40.

50 Ebd., Bl. 43.

51 Ebd., Bl. 60.

52 Ebd., Bl. 72 f.

53 Mainz 1950.

54 Siehe das Schriftenverzeichnis in *Arnold Schmitz*, hrsg. von Marx-Weber u. a., S. 341–346.

55 Loos, „Gegen den Strom der Zeit. Der Musikwissenschaftler Arnold Schmitz (1893–1980)“, S. 8.

56 Ebd., Massenkeil, „Arnold Schmitz als Musikforscher“, S. 339 und Hans Joachim Marx, Art. „Schmitz, Franz Arnold“, in: *MGG2*, Personenteil 16, Kassel 2005, Sp. 1480–1482, hier S. 1482.

57 Mainz 1955. Vgl. die Angaben in *Arnold Schmitz*, hrsg. von Marx-Weber u. a., S. 344.

58 In: *Fs. Max Schneider zum 60. Geburtstag*, Halle/Salle 1935, S. 92–102.

59 Archiv der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, *Sitzung der geistes- und sozialwiss. Klasse. Protokolle von 1949 bis 31. Dez. 1969*, S. 49: 27.10.1950 vormittags.

60 Siehe unten (Kapitel I.7.).

Auffällig ist jedenfalls, dass Schmitz in Mainz keine Studien zur Musik der französischen Besatzungsnation durchführte, obwohl er dies ja im Bewerbungsschreiben in Aussicht gestellt hatte („Es würde mir große Freude bereiten, an der Pflege der geistigen Beziehung zu Frankreich in besonderer Weise mitarbeiten zu dürfen“). Stattdessen widmete er sich vor allem älteren Konstanten, wenn auch teilweise mit neuer methodischer Schwerpunktsetzung. Dies gilt auch für seine Aufsätze und Artikel dieser Zeit.

4. Lehre

Das Lehrangebot von Schmitz in Mainz deckt seinen Aufgaben entsprechend hingegen fast sämtliche Epochen der europäischen Musikgeschichte ab, vom Mittelalter bis zum späten 19. Jahrhundert.⁶¹ Nur ein einziges Mal, 1948/49, findet sich eine Lehrveranstaltung zur „Musik der Gegenwart“, ansonsten fehlt auch das frühe 20. Jahrhundert völlig. Damit liegt Schmitz deutlich unter der ohnehin geringen Quote von 5,4%, die ich im Vergleich des Anteils an Musik des 20. Jahrhunderts in Lehrveranstaltungstiteln aller deutschen Hochschulen in der frühen Nachkriegszeit (zwischen 1948/49 und 1955/56) ermittelt habe (2,6 %, wenn man nur die einst verfemte Musik betrachtet).⁶²

Neben den Epochenüberblicken sind es vor allem die großen Meister des 16. bis 19. Jahrhunderts, denen sich Schmitz wiederholt zuwandte: je sieben mal Bach und Mozart, sechsmal Beethoven, je dreimal Bruckner, Händel, Haydn und Wagner, zweimal Schütz und je einmal Brahms und Palestrina. Neben notationskundlichen und paläographischen Übungen bot Schmitz weiterhin zu wichtigen Gattungen einzelne Lehrveranstaltungen an, etwa zur klassischen Sonate (1947/48), zum vorklassischen Lied (1948/49), zum klassischen Streichquartett (1953/54, 1960), zu Choralbearbeitungen (1946/47 und 1956) und mehrfach zur Oper (1953, 1954, 1958).

In Schmitz' Lehrveranstaltungstiteln findet sich auch drei Mal ein Hinweis auf einen Frankreich-Schwerpunkt.⁶³ So heißt der zweite Teil seiner Barockvorlesung beim ersten Zyklus 1947/48 noch ausdrücklich „Musik des Barock (Deutschland und Frankreich)“ und der erste Teil seiner Vorlesung zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts noch „Musik der Romantik in Deutschland und Frankreich“ (1948). Die Zusätze „Deutschland und Frankreich“ sind wahrscheinlich Zugeständnisse an die Besatzungsmacht, die in den kommenden Semestern bei den gleichen Vorlesungen nicht mehr erschienen.⁶⁴ Allerdings bot Schmitz 1956/57 einmal ausdrücklich „Übungen zur französischen Musik des 18. Jahrhunderts“ an.

61 Quellen: *Die Musikforschung* 1 (1948) bis 8 (1955) und 11 (1958) bis 14 (1961), *Johannes Gutenberg-Universität in Mainz: Vorlesungsverzeichnisse* Wintersemester 1946/47 bis Sommersemester 1948 und Sommersemester 1956 bis Sommersemester 1958, *Gesellschaft für Musikforschung. Dritte Mitteilung*, Januar 1948, S. 11 ff. Laut den Teilnehmer- bzw. Anwesenheitslisten einzelner Lehrveranstaltungen im Archiv des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Mainz (fortan abgekürzt als AMIM), A 7, studierte etwa die Hälfte der jeweils ca. 20 Teilnehmer pro Lehrveranstaltung Schulmusik, die andere Hälfte Musikwissenschaft.

62 Jörg Rothkamm, „Die Rezeption der Neuen Musik in Musikwissenschaft und Musikschritftum der frühen deutschen Nachkriegszeit“, in: *Musikwissenschaft – Nachkriegskultur – Vergangenheitspolitik. Interdisziplinäre wissenschaftliche Tagung der GfM. Mannheim 20.–21.1.2012*, hrsg. von Wolfgang Ahlgraben, Thomas Schipperges, Dörte Schmidt und Bernd Sponheuer (Druck in Vorbereitung).

63 Wenn man die Lehrveranstaltung zur burgundischen und niederländischen Schule (Sommersemester 47) nicht mitzählt.

64 Vgl. 1951/52, 1952, 1956/57, 1959/60 und 1952/53, 1957/58, 1960/61.

Vergleicht man nun diesen Befund mit dem Zeitraum, in dem Schmitz noch in Breslau gelehrt hat,⁶⁵ fällt auf, dass bei den Themen der Überblicksvorlesungen, aber auch bei den Lehrveranstaltungen zu einzelnen Komponisten und Gattungen erhebliche Kontinuitäten bestehen. Zwischen 1929 und 1939, also in einem vergleichbar langen Zeitraum wie in Mainz zwischen 1946 und 1961 hat Schmitz dort ebenfalls nur einmal eine Vorlesung zur neueren Musik abgehalten, und zwar auch ziemlich am Anfang seiner dortigen Zeit: „Musikgeschichte von Richard Wagner bis zur Gegenwart“ (1931).⁶⁶ Lehrveranstaltungen zur französischen Musik fehlten seinerzeit ganz.

5. Dissertationen und Habilitationsschriften

Kontinuitäten zur Vorkriegszeit und eine Nähe zu den Mainzer Lehrveranstaltungen lassen sich auch bei der Wahl der angeregten Themen für die insgesamt 14 Dissertationen sowie für die einzige Habilitationsschrift erkennen, die während Schmitz' aktiver Mainzer Zeit entstanden.⁶⁷ Überwiegend sind sie der Kirchenmusik gewidmet, vor allem des 17. bis 19. Jahrhunderts und hier schwerpunktmäßig der Kompositionslehre bzw. Musiktheorie und -ästhetik sowie der musikalischen Rhetorik.⁶⁸ Zwei Schriften betreffen Mozart und eine behandelt auch die gemäßigte Moderne innerhalb der Kirchenmusik: Franz Keßlers Dissertation zum neueren Orgelchoral bei Johann Nepomuk David, Hugo Distler und Ernst Pepping.⁶⁹

Kontinuitäten finden sich aber auch bei den Kandidaten selbst: Der erste Doktorand, Rudolf Walter, hatte bereits von 1938 bis 1943 an der Universität Breslau studiert.⁷⁰ Der zweite, Georg Toussaint, der seit Eröffnung der Universität als Assistent am Musikwissenschaftlichen Institut wirkte, war ab 1936 schon Student an der philosophisch-theologischen Hochschule in Mainz gewesen.⁷¹ Und Günther Massenkeil – Nachfolger Toussaints zunächst als Hilfsassistent 1949–51 und 1952–54, dann als planmäßiger Wissenschaftlicher Assistent (seit 1954) – schließt den Kreis als einziger Habilitand sinnfällig in Schmitz' letztem Jahr als Institutsdirektor 1961.

Kontinuitäten finden sich aber auch bei den Mitgutachtern bzw. „Korreferenten“ zu den Dissertationen: Albert Wellek urteilte in den beiden ersten Verfahren alleine mit Schmitz und insgesamt am häufigsten (dreimal in den zehn zugänglichen Promotionsakten). Der ehemalige Breslauer Kollege, obwohl ja auch in Musikwissenschaft promoviert, begnügte sich stets mit wenigen Zeilen und bloßer Zustimmung zum Urteil von Schmitz. Beim

65 Quelle: *ZfMw* 12 (1930) bis 17 (1935) sowie *AfMf* 1 (1936) bis 4 (1939). Ein überregionales Verzeichnis für das Sommersemester 1944 existiert nicht.

66 Vgl. jedoch „Übungen zur Geschichte der Oper seit R. Wagner“ im Sommersemester 1938.

67 Die Titel lassen sich eruieren mittels *Forschungsbericht Geschichte*, hrsg. von der Pressestelle der Johannes Gutenberg-Universität in Verb. mit Hans Widmann (=Forschungsberichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 2), Mainz 1974, S. 195–198 und UA Mainz, Altmagazin, Bstd. 13 (Promotions- und Habilitationsakten).

68 Darunter fallen die Arbeiten von Rudolf Walter, Georg Toussaint, Georg Paul Köllner, Günther Massenkeil (Diss.), Karlheinz Darenberg, Karl Heinz Holler, Richard Jakob, Walter Schulten, Dieter Loskant, Theodor Heinrich Klein und Arno Mitschka.

69 Eberhard Thamm streift bei seiner quellenorientierten Untersuchung zum Vokalschaffen Humperdincks auch das frühe 20. Jahrhundert.

70 UA Mainz, Altmagazin, Bstd. 13/190.

71 Ebd., Bstd. 13/189. Schmitz schreibt in seinem Gutachten („Referat“) vom 22.6.1949, dass er die Dissertation im Rahmen seiner größeren Bach-Studie angeregt habe.

dritten zugänglichen Verfahren zog Schmitz einen zweiten Korreferenten dazu. Anschließend verzichtete Schmitz auf Welck und holte dafür zehn andere Kollegen aus mindestens sieben verschiedenen Fächern hinzu – jeweils inhaltlich begründet und oft ausdrücklich um Stellungnahme zu bestimmten Aspekten aufgefordert. Darin kann man zugleich einen Hang zur interdisziplinären Wertschätzung und Vernetzung sehen,⁷² aber auch das Bestreben, im Zuge zunehmender übergreifender Aufgaben als Dekan und Rektor (siehe Kapitel I.6.) die verschiedenen Kräfte der Universität zu nutzen und in Beziehung zueinander zu setzen. Der Fächerkanon reicht hierbei von der katholischen Theologie über die Klassische und Romanische Philologie, die lateinische Rhetorik, die Anglistik und die Romanistik bis hin zur Neueren Geschichte. Freilich erntete Schmitz für seine diesbezüglichen Ansinnen auch einmal Kritik. Etwa als er die Höchstnote „summa cum laude“ für Karl Heinz Hollers Dissertation über Bononcini nur vergeben wollte, sobald er „die Sicherheit habe, dass auch der italienische Text in der Wiedergabe überall in Ordnung ist und keine bedenklichen Übersetzungsfehler unterlaufen sind“.⁷³ Der hinzugezogene Romanist Elwert verzichtete jedoch in seinem Korreferat auf die Prädikatvergabe mit dem Argument: „Ob die Zitate [...] wirklich fachgemäß richtig verstanden und entsprechend im deutschen Text richtig [...] wiedergegeben sind, kann nur der Musikhistoriker feststellen. [...] Die Verantwortung hierfür kann ich dem Herrn Referenten leider nicht abnehmen.“⁷⁴ Im Prüfungsprotokoll vom 23.7.1955 ist gleichwohl die Note „summa cum laude“ festgehalten⁷⁵ – der einzige Fall innerhalb der zehn zugänglichen (von 13 vorhandenen) Dissertationsakten und die einzige Dissertation, der Schmitz in seinen stets sehr freundlich gehaltenen Gutachten ausdrücklich „selbstständiges Forschen“ und „Gewicht“ beimaß.⁷⁶

Auffällig ist weiterhin, dass Schmitz in Mainz auch bei den Themen seiner Doktoranden kaum Studien zur Musik der französischen Besatzungsnation anfertigen ließ. Die einzige Ausnahme stellt Dieter Loskants Dissertation *Untersuchungen über die Oratorien Marc-Antoine Charpentier's* von 1957 dar, elf Jahre nach der Berufung.⁷⁷

6. Dekan und Rektor

Von Sommersemester 1949 bis Ende des Wintersemesters 1949/50 war Schmitz Dekan der Philosophischen Fakultät sowie in den akademischen Jahren 1953/54 und 1960/61 Rektor, außerdem vom Sommer 1954 bis fast zum Ende des Jahres Prorektor.⁷⁸ Auch wenn die Universität während der Rektoratsamtszeiten von Schmitz nur etwa 3.000 bzw. 6.000 Stu-

72 Unter den Korreferenten befand sich auch ein weiterer ehemaliger Breslauer Kollege, der Klassische Philologe Wilhelm Süß (vgl. die Aufstellung der aus Breslau übernommenen Professoren in *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 24).

73 UA Mainz, Altmagazin, Bstd. 13/164, Gutachten vom 4.6.1955.

74 Ebd., Korreferat vom 4.7.1955.

75 Ebd., Prüfungsprotokoll vom 23.7.1955.

76 Ebd., Gutachten vom 4.6.1955. Bei Karlheinz Darenbergs Dissertation über englische Musikästhetiker des 18. Jahrhunderts hatte der Korreferent Horst Oppel zwar zunächst in seinem fünfseitigen Gutachten 1953 ebenfalls die Höchstnote vorgeschlagen, korrigierte dies jedoch nach Kenntnis des musikwissenschaftlichen Referates von Schmitz auf „magna cum laude“ (ebd., Bstd. 13/152).

77 Die von Schmitz betreuten Dissertationen der Breslauer Zeit widmeten sich hauptsächlich der schlesischen Musik (Massenkeil, „Arnold Schmitz als Musikforscher“, S. 338).

78 Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 42 f. und UA Mainz, Bstd. G. 131 S 64/59, Bl. 32, 50 und 56/1.

dierende hatte,⁷⁹ brachte dieses Amt eine hohe Verantwortung und Arbeitsbelastung mit sich. Die Wahl zeugt von einer außergewöhnlichen Wertschätzung im Kollegium. Diese verdankte sich wahrscheinlich auch seinen regelmäßigen öffentlichen und als „gratis“ im Vorlesungsverzeichnis angekündigten Vorlesungen⁸⁰ sowie öffentlicher Auftritte im Rahmen der weithin hoch geschätzten Konzerte des Collegium musicum (siehe Kapitel I.9.). So nutzte Schmitz auch seine Antrittsrede als Rektor 1953 für einen Vortrag über den Begriff des „Musicus poeticus in der Bachzeit“.⁸¹

Da Schmitz ohne eigenes hochschulpolitisches Programm antrat, wollte er zunächst die „in Angriff genommen[e]“ „Einigung zwischen Universität und staatlichen Behörden über ein neues Universitätsstatut“ vorantreiben und bestand „auf der akademischen Selbstverwaltung“.⁸² In einem Nachruf heißt es, dass Schmitz am „Wiederaufbau der Mainzer Universität entscheidend mitgewirkt“ habe;⁸³ „Während seiner ersten Amtszeit setzte 1953/54 eine umfangreiche Bautätigkeit ein, die ihren Höhepunkt in der Einweihung des Auditorium maximum und in der Errichtung des Mainzer Kollegs fand. In die zweite Amtsperiode [...] 1960/61 fielen die Fertigstellung des Hauses Recht und Wirtschaft und der Erwerb von Baugelände im westlichen Teil des Campus Universitatis.“

Aufschlussreich für Schmitz' politische Haltung in der frühen Nachkriegszeit ist der Grund für seinen vorzeitigen Rücktritt als Prorektor Anfang Dezember 1954. Die *Allgemeine Zeitung* meldete: „Professor Schmitz [ist] als Prorektor zurückgetreten [...] [,] weil die Universität Prof. Klumb einen Urlaub für eine Reise nach Moskau bewilligt hatte, die dieser, wie berichtet, auf Einladung der sowjetischen Akademie der Wissenschaften unternommen hat.“⁸⁴ Einen Reflex darauf kann man in einer Bemerkung in einem Brief von Schmitz als Vorsitzender der Hochschulkommission der Gesellschaft für Musikforschung nur einen Monat später sehen. Bezogen auf eine Einladung an ihn zur Leipziger Bach-Tagung schrieb Schmitz an Friedrich Blume: „Allein für meine Person muss ich daran erinnern, dass ich nicht nur im ersten, sondern auch im letzten Weltkrieg Offizier war. Ich habe keine Lust, beim Betreten der Ostzone oder nachdem ich den Klängen Bach'scher Musik in Leipzig gelauscht habe, versehentlich eingesponnen zu werden.“⁸⁵

Andererseits nutzte Schmitz das Rektorat auch, um den von ihm vorangetriebenen „Auszug des Staatlichen Instituts für Musik“ aus dem Musikwissenschaftlichen Institut zum Vorteil für letzteres gereichen zu lassen. Der Brief seines Kollegen Laaff vom 19.12.1953 an ihn als Rektor mit der Warnung vor Prestigeverlust des Musikwissenschaftlichen Instituts, und der Bitte, „wenigstens das Wichtigste [an Instrumenten und Material] bewilligen zu

79 *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 25; vgl. ebd., S. 27. Demnach waren im Wintersemester 1954/55 2757 Studierende eingeschrieben, „kaum mehr als zum Zeitpunkt der Gründung“.

80 Z. B. „Anton Bruckner“ im Wintersemester 1946/47 oder „J. S. Bach“ im Sommersemester 1947 (*Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1946/47*, S. 29 und *Sommersemester 1947*, S. 46).

81 UA Mainz, [Best. G. 131] Presse S 11/35, Bl. 14 (*Allgemeine Zeitung* vom 16.12.1953).

82 Ebd., Bl. 16 (*Allgemeine Zeitung* vom 25./26.7.1953).

83 Ebd., Bl. 19 (*Allgemeine Zeitung* vom 6.11.1980).

84 Ebd., S 11/35, E 1576, Bl. 5 (*Allgemeine Zeitung* vom 5.12.1954).

85 Brief vom 12.1.1950 (AMIM, A 9), S. 2. Ich danke Klaus Pietschmann herzlich für seine große Hilfe bei der Recherche und die freundliche Genehmigung, aus den Mainzer Instituts-Archivalien zitieren zu dürfen.

wollen“, kann kaum ohne Rücksprache mit Schmitz geschrieben worden sein.⁸⁶ Es ging hierbei immerhin um 28.700 DM – 1953 eine gewaltige Summe für ein kleines Institut, die vom Kurator jedoch für angemessen befunden wurde.⁸⁷ Auch für ein Wohnungsgesuch des Musikpsychologen Albert Wellek setzte sich Schmitz 1954 gegenüber dem Kurator mit dem Hinweis ein, dass „die gesamte Universität sich die größte Mühe geben“ würde, im Falle eines auswärtigen Rufes „einen so angesehenen Gelehrten bei uns zu behalten“.⁸⁸

Über seine zweite Amtszeit als Rektor (1960/61) schreibt Günther Massenkeil, dass Schmitz seit Bonner Zeiten das „Verständnis vom Wesen eines Professors im Sinne der alten Universitas literarum“ als „Vertreter eines eigenen Standes“ gehabt hätte. Schmitz habe deshalb darunter gelitten, dass die Universität in den 1960er Jahren „weithin von Gruppeninteressen bestimmt“ gewesen sei und es sei ihm gegeben gewesen, „diesen Prozeß etwas aufzuhalten – [...] aber nicht, ihn zu verhindern“.⁸⁹

7. Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur

Zum „Verständnis vom Wesen eines Professors im Sinne der alten Universitas literarum“ passt auch Schmitz' Mitgliedschaft in der 1949 neu gegründeten Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Die Mainzer Akademie stand in der Tradition der Preußischen Akademie der Wissenschaften und beherbergte später auch die Geschäftsstelle aller westdeutschen Wissenschaftsakademien.⁹⁰ Gründungsmitglied war Wilibald Gurlitt (Freiburg), der noch im Gründungsjahr vorschlug, dass Schmitz als korrespondierendes Mitglied der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse gewählt werden soll, was auch ohne Gegenstimmen geschah.⁹¹ Gemeinsam mit dem Generalsekretär Helmuth Scheel und dem weiteren korrespondierenden Mitglied Charles von den Borren (Universität Brüssel) bildeten sie die sogleich eingerichtete „Kommission für Musikwissenschaft“ unter Lei-

86 UA Mainz, Bstd. 45/209, 1950–73, e) *Musikwissenschaftliches Institut (IDN 10 016)*, Az. 250–30, 1952–1972.

87 Brief des Kurators an den Rektor vom 18.1.1954 (ebd.). Vgl. auch den Ordner *Korrespondenz. Verlage, Buchhandlungen, Antiquariate, Sonst. Firmen. [1953–] 31.8.1957* (AMIM, ohne Signatur), aus dem u. a. hervorgeht, dass das Institut 1956 eine Zuweisungsverfügung in Höhe von 7.500 DM für einen Tonstudioankauf erhielt (Kurator der Universität an Schmitz, 6.1.1956).

88 Arnold Schmitz an Kurator Fritz Eichholz, 9.6.1954, zit. n. Jürgen Siggemann, „Fritz Eichholz (1902–1994). Der erste Kanzler der Johannes Gutenberg-Universität“, in: *Ut omnes unum sint (Teil 2). Gründungspersonlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität*, hrsg. von Michael Kißener und Helmut Mathy, Stuttgart 2006, S. 89–114, hier S. 111.

89 Massenkeil, „Arnold Schmitz als Musikforscher“, S. 337.

90 *Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. 1949–1989*, hrsg. von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz 1989, S. 10. Vgl. auch „Chronikalisches und Erinnerungtes aus den Anfangsjahren der Akademie der Wissenschaften und der Literatur“, in: *Der schwierige Neubeginn – Vier deutsche Dichter 1949*, hrsg. von Petra Plättner, Mainz/Stuttgart 2009 (=Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Klasse der Literatur, Jg. 2009, H. 4), S. 66–79.

91 *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jahrbuch 1950*, Wiesbaden o. J., S. 13–16 und 28. Demnach wurde Schmitz noch vor Charles van den Borren berufen. Siehe auch Archiv der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz (AdWL), *Sitzung der geistes- und sozialwiss. Klasse. Protokolle von 1949 bis 31. Dez. 1969*, S. 13, Protokoll vom 15.10.1949, vormittags, S. 3: „10. Herr Gurlitt verliest den von ihm und den HH. Eckert und Scheel unterzeichneten Antrag auf Wahl des Professors Dr. Arnold Schmitz zum korrespondierenden Mitglied für das Fach Musikwissenschaft. Die Abstimmung ergibt 11 Stimmen für die Wahl [von 11]“. Ich danke Gabriele Buschmeier von der AdWL herzlich für ihre Hilfe bei meinen Recherchen und die freundliche Genehmigung zum Abdruck.

tion von Gurlitt. Schmitz nutzte seine Mitgliedschaft zunächst, sein projektiertes Buch *Die Bildlichkeit der wortgebundenen Musik Johann Sebastian Bachs* als Band 1 der Reihe „Neue Studien zur Musikwissenschaft“ herauszubringen.⁹²

1951 gelang es der Kommission dann, 3.500 DM des Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen für die schon erwähnte Sammlung und Herausgabe schlesischer Volkslieder zu verwenden.⁹³ Gerhard Strecke, der das Projekt durchführte, war ein langjähriger Weggefährte von Schmitz aus Breslau, für den er sich auch noch anderweitig einsetzte.⁹⁴ 1952 hielt Schmitz einen Vortrag für die Akademie zum Thema „Grundlagen des oratorischen Stils in der Musik des 16. Jahrhunderts“.⁹⁵ Dieser Vortrag verwies bereits auf seine Edition *Oberitalienischer Figuralpassionen*, die dann erneut eine weitere Schriftenreihe der Akademie eröffnete: die *Musikalischen Denkmäler*.⁹⁶ Als Begründung für den Antrag auf Druckkostenzuschuss schrieb der Generalsekretär der Akademie an die DFG: „Da die Arbeit nicht nur auf die Quellenpublikation Wert legt, sondern ebenso sehr auf die Untersuchung, die den Rahmen einer üblichen Einleitung übersteigt, erscheint sie am besten als Akademie-Veröffentlichung.“⁹⁷

1954, als der Band bereits als „im Erscheinen“ angekündigt wurde,⁹⁸ wurde Schmitz zum ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt, wiederum ohne Gegenstimmen. Im selben Jahr war er involviert in die Diskussion über den von der DFG nur anteilig finanzierten Druckkostenzuschuss für Band 2 der Reihe.⁹⁹ Die Differenz übernahm, wie schon bei Band 1, die 1953 gegründete Musikgeschichtliche Kommission unter Vorsitz von Friedrich Blume.¹⁰⁰ Beide Akademie-Reihen erschienen im Verlag Schott in Mainz in enger Absprache mit Ernst Laaff. 1956, also nach seiner ersten Amtszeit als Rektor der Mainzer Universität, stellte sich Schmitz sogar zur Wahl als Vizepräsident der Akademie. Er erhielt jedoch nur zwei von 21 Stimmen.¹⁰¹

92 Leider enthält AdWL, Best. 31.296.1.2.3., *Neue Studien zur Musikwissenschaft. Bände I., Schmitz, 1950. II, Jammers, 1954. III. Eggebrecht, 1970* Korrespondenz nur zu III. aus dem Jahr 1970.

93 Akademie der Wissenschaften und der Literatur: *Jahrbuch 1951*, Wiesbaden o. J., S. 92 und AdWL, *Sitzung der geistes- und sozialwiss. Klasse. Protokolle von 1949 bis 31. Dez. 1969*, Protokoll vom 4.8.1951, S. 78. Dies war im Vergleich zum Jahresgesamtetat der Musikwissenschaft in der Akademie (1952: 280 DM; ebd., Protokoll vom 7.3.1952, S. 82) eine große Summe.

94 Vgl. auch Arnold Schmitz, Art. „Strecke, Gerhard“, in: *MGG* 12, 1965, Sp. 1514 f. und 16, 1979, Sp. 1777 sowie ders., „Gerhard Strecke. Zu seinem 70. Geburtstag“, in: *Schlesien* 5 (1960), S. 225–229 laut Arnold Schmitz, hrsg. von Marx-Weber u. a., S. 345 sowie die im AMIM aufbewahrten Dokumente (u. a. A7). *Lieder der Schlesier* war 1952 fertiggestellt (vgl. *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jahrbuch 1952*, Wiesbaden o. J., S. 82) und erschien 1953.

95 Am 24.4. (*Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jahrbuch 1953*, Wiesbaden o. J., S. 103 f.).

96 AdWL, Best. 31.293.1., *Musikalische Denkmäler Bd. I, A. Schmitz „Oberitalienische Figuralpassionen“ 1955*.

97 Generalsekretär an Deutsche Forschungsgemeinschaft, 19.3.1953 (ebd., Bl. 10).

98 *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jahrbuch 1954*, Wiesbaden o. J., S. 89 und AdWL, *Sitzung der geistes- und sozialwiss. Klasse. Protokolle von 1949 bis 31. Dez. 1969*, Protokoll vom 5.3.1954, S. 117.

99 Ebd., Protokoll vom 29.4.1954, S. 124. Vgl. Direktor an Gurlitt, 7.2.1955, AdWL, Best. 31.293.2., *Musikalische Denkmäler Bd. II, W. Rehm „Die Chansons von Gilles Binchois“ 1957*, Bl. 89.

100 Gurlitt an den Direktor, 9.2.1955 und 15.4.1955, ebd., Bl. 90 und 96.

101 AdWL, Best. 1.31.100, *Verhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse. 1.1.1949–31.12.1969*, S. 80: 2.3.1956.

Freilich ging aus der engen Zusammenarbeit mit Gurlitt in der Akademie¹⁰² eine weitere ehrenvolle und einflussreiche Tätigkeit hervor: die Aufnahme in das Herausgebergremium der Zeitschrift *Archiv für Musikwissenschaft*, die Schmitz bis zu seinem Todesjahr 1980 innehatte. 1963, zum 70. Geburtstag von Schmitz, erschien eine ihm gewidmete Doppelnummer der Zeitschrift mit Beiträgen seiner Schüler und Freunde.¹⁰³ Ein Jahr später übernahm Schmitz auch den Vorsitz der „Kommission für Musikwissenschaft“ der Akademie.¹⁰⁴ Und bereits 1957 war Schmitz zum korrespondierenden Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt worden.¹⁰⁵

8. Verhältnis zur Neuen Musik

Vor dem Hintergrund der thematischen, historischen und methodischen Vielfalt seiner Forschungs- und Lehrtätigkeit fällt auf, dass Schmitz offenbar ein gespaltenes Verhältnis zur Musik des 20. Jahrhunderts, jedenfalls zur Neuen Musik hatte. Wie bereits dargestellt, endeten seine Musikgeschichtsvorlesungen in der Regel im 19. Jahrhundert.¹⁰⁶ Auch der Blick in die mündlichen Prüfungsprotokolle der Mainzer Doktoranden zeigt, dass Schmitz zwar die gesamte Musikgeschichte von ihren Anfängen bis an das Ende des 19. Jahrhunderts prüfte, dies aber nur in einem einzigen Fall einmal bis zu Debussy ausweitete.¹⁰⁷ Im Umfeld der Habilitation hatte Schmitz 1920 noch über ein Werk des Dirigenten Otto Klemperer geschrieben, bei dem er kurze Zeit Assistent war, und 1922 das erste, tonale Streichquartett op. 7 von Arnold Schönberg aus dem Jahr 1905 positiv rezensiert.¹⁰⁸ In der Breslauer Zeit, aber auch in Mainz hat sich Schmitz als Forscher jedoch kaum der neueren Musik gewidmet. Die einzige Ausnahme bilden Texte zu den beiden mit Schmitz befreundeten Breslauer Komponisten Gerhard Strecke (1890–1968) und Paul Blaschke (1885–1969), die überwiegend tonal komponierten.¹⁰⁹

102 Vgl. auch die umfangreiche Korrespondenz zwischen Schmitz und Wilibald Gurlitt im AMIM, A4, u. a. vom 15.6.1950 bezüglich eines Wechsels des Präsidenten der GfM.

103 *AfMw* 1963, H. 3/4. Es wirkten mit: Hans Heinrich Eggebrecht, Hellmut Federhofer, Fritz Feldmann, Karl Gustav Fellerer, Kurt v. Fischer, Adam Gottron, Ewald Jammers, Georg Paul Köllner, Ernst Laaff, Günther Massenkeil, Leo Schrade, Georg Toussaint, Albert Wellek. Eine ausdrückliche Widmung dieser Festgabe fehlt jedoch.

104 *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Jahrbuch 1964*, Wiesbaden o. J. laut freundlicher Auskunft von Gabriele Buschmeier.

105 Ruth Baron, „Mainzer Professoren. Prof. Dr. Arnold Schmitz“, in: *Staats-Zeitung* 1960, Nr. 31, S. 3 (UA Mainz, Presse S 11/35, E 1576, Bl. 18).

106 Siehe oben (Kapitel I.4.).

107 Bei Rudolf Walter 1949, der seine Dissertation über Regers Choralvorspiele geschrieben hatte (UA Mainz, Altmagazin, Bst. 13/190). Es wurden die Prüfungsprotokolle der zehn zugänglichen Akten ausgewertet (s. o.).

108 Arnold Schmitz, „Rheinische Musikfeste. I. Kammermusikfest des Beethoven-Hauses Bonn“, in: *Die Westmark. Rheinische Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur* 2 (1922), S. 493–496, hier S. 495. Vgl. auch ders., „Eine neue Messe“, in: *Hochland* 1 (1919/20), S. 99–104 (laut *Arnold Schmitz*, hrsg. von Marx-Weber u. a., S. 342) und die Auffassung von Schmitz' Kompositionslehrer Hugo Kaun (1863–1932), der Reger und Pfitzner nahestand, Schönberg hingegen ablehnte. Vgl. auch Hartmut Hein, Art. „Kaun, (Wilhelm Ludwig) Hugo“, in: *MGG2*, Bd. 9, Kassel 2003, Sp. 1560–62, hier 1561: „überzeugte Fortführung ‚romantischer‘ Tradition im Widerspruch zum Geschichtsdenken der ‚Neuen Musik‘ schon der 1920er Jahre“.

109 Über den ehemaligen Domkapellmeister von Breslau, Blaschke, schrieb Schmitz eine Laudatio (1960) sowie den *MGG*-Artikel (1973); siehe *Arnold Schmitz*, hrsg. von Marx-Weber u. a., S. 341–346. Vgl.

Zwar war es in der frühen Nachkriegszeit in der akademischen Musikwissenschaft noch weit verbreitet, die avancierte Neue Musik aus dem Forschungs-, Lehr- und Prüfungsprogramm in Westdeutschland weitgehend auszuklammern. Allerdings prüften etwa der aus Königsberg nach Marburg berufene Hans Engel und der von Leipzig nach Hamburg gewechselte Heinrich Husmann seinerzeit auch zu Mahler und Strauss (*Elektra*), letzterer gar zur Dodekaphonie und zur Bitonalität.¹¹⁰ Die Titel der Lehrveranstaltungen des 1949 als außerordentlicher, 1953 als ordentlicher Professor an die TU Berlin berufenen Hans Heinz Stuckenschmidt lesen sich gar wie eine Enzyklopädie der Neuen Musik.¹¹¹ Schmitz' geringes Interesse an Neuer Musik verwundert aber vor allem, weil in seinem unmittelbaren Umfeld allerbeste Gelegenheiten zu einer vertieften Auseinandersetzung bestanden hätten. Mit Schott war das „wichtigste Musikverlagshaus in der französischen Zone“,¹¹² das sich aller Spielarten der Neuen Musik verschrieben hatte, in Mainz vor Ort, und durch den Lektor Laaff bestand sogar ein direkter Kontakt. Zudem hat die französische Militärregierung versucht, die Neue Musik, vor allem diejenige Frankreichs, besonders zu fördern.¹¹³ Nicht zuletzt gab es im nahen Darmstadt seit 1946 die von Wolfgang Steinecke gegründeten „Ferienkurse für Neue Musik“ mit einem regen Vortragsprogramm, an dem sich in den Anfangsjahren sogar Blume und Gurlitt beteiligten – nicht aber Schmitz.¹¹⁴ Auch lehnte er die an ihn ergangene Einladung des Instituts für Neue Musik und Musikerziehung von 1949 ab, auf der Tagung „Jugend und Neue Musik“ einen Vortrag zu übernehmen.¹¹⁵ Keine Antwort findet sich weiterhin auf die Einladung zu den Donaueschinger Musiktagen für zeitgenössische Tonkunst 1950.¹¹⁶ Nicht zuletzt an der Wahl Ernst Laaffs als Leiter

auch den Brief von Schmitz an Blaschke vom 27.9.1947, AMIM, A4, in dem er seinen Duzfreund mit „Carissimo“ anredet und erwähnt, dass er ihn für eine Professur an der Musikhochschule Freiburg empfohlen habe.

- 110 UA Marburg, 307d/3210, *Promotionsakten des Heinz Ramge aus Bielefeld*, Examen rigorosum Musikwissenschaft, 6.7.1966; StA Hamburg, Az 1145, *Akte betr. Promotion Helmut Storzjohann*, Mündliche Prüfung Musikwissenschaft, 26.6.1953.
- 111 „Debussy, Reger, Mahler“, „Arnold Schönberg“, „Paul Hindemith“, „Alban Berg“, „Arthur Honegger“, „Olivier Messiaen“, „Benjamin Britten“, „Maurice Ravel“, „Alexander Skrjabin“, „Anton von Webern“ und „Igor Stravinsky“ allein zwischen 1949/50 und 1955/56 laut Angaben in der *Mf*.
- 112 Andreas Linsenmann, *Musik als politischer Faktor. Konzepte, Intentionen und Praxis französischer Umerziehungs- und Kulturpolitik in Deutschland 1945–1949/50*, Tübingen 2010, S. 137.
- 113 Zwar war das Aufführungsmaterial für zeitgenössische Werke aufgrund von Papierknappheit zwischen 1947 und 1949 rar, doch existierte die Interalliierte Musikbibliothek Berlin, deren französischer Teil 1948 in das „Bureau des Spectacles et de la Musique“ Baden-Baden transferiert wurde (ebd., S. 137–139, 218 und 220 f.).
- 114 Vgl. die Chronik in: *Im Zenit der Moderne. Die Internationalen Ferienkurse für Neue Musik Darmstadt 1946–1966*, hrsg. von Gianmario Borio und Hermann Danuser, Bd. 2, Freiburg 1997, S. 513–638 sowie die Korrespondenz zwischen Steinecke und Blume bzw. Steinecke und Gurlitt, die im Archiv des Internationalen Musikinstituts Darmstadt aufbewahrt wird.
- 115 Weitemeyer (Institut für Neue Musik und Musikerziehung, Sitz Bayreuth) an Schmitz, 13.5.1949, Schmitz an Weitemeyer, 23.5.1949, AMIM, A9. Dabei war Schmitz ein reger Vortragsreisender, der Einladungen in der Regel nicht ausschlug und gern bis nach Rom oder Utrecht reiste, selbst wenn dies schwierig zu realisieren war. Vgl. etwa seine Teilnahme am Internationalen Kongress für Kirchenmusik in Rom 1950 (ohne ein Referat zu übernehmen) oder am Kongress der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft in Utrecht 1952 („Liste des participants au Congrès d'utrecht (3–7 juillet 1952)“ und Schmitz an Igino Anglès, 22.12.1949 und 5.5.1950, ebd., A4 und A9). Schmitz erwarb jedoch die Mitgliedschaft des Instituts für Neue Musik und Musikerziehung.
- 116 Kulturamt Donaueschingen an Schmitz, 5.7.1949, ebd., A4.

der Collegia Musica mag man erkennen, dass Schmitz – wenn überhaupt – eher der gemäßigten Moderne zugetan war (siehe Kapitel I.9.).

Allerdings ließ er die Zeitschrift *Stimmen* seit Erscheinen 1948 für die Institutsbibliothek abonnieren,¹¹⁷ obwohl Stuckenschmidt einer der beiden Herausgeber war, gegen dessen Berufung Schmitz als Leiter der Hochschulkommission Politik zu machen versuchte (Kapitel II.1.). Außerdem bemühte sich Schmitz offenbar bereits 1947 und 1948, Paul Hindemith die Ehrendoktorwürde der Universität Mainz zu verleihen und sprach sich diesbezüglich sogar näher mit Helmuth Osthoff ab, um zu vermeiden, dass Frankfurt ähnliches plante.¹¹⁸ Dennoch tat Schmitz die Atonalität in seinem Gutachten zur einzigen Dissertation, die unter ihm primär über Musik des 20. Jahrhunderts geschrieben wurde, als „modernes Schlagwort“ ab.¹¹⁹ Nicht zuletzt daran mag man erkennen, dass Schmitz in Mainz ein ambivalentes Verhältnis zur (atonalen) Neuen Musik hatte und sich diesbezüglich der Position von Laaff und Wellek angenähert zu haben schien. Auch Laaff bezeichnete in seinem Teil des gemeinsam mit Wellek verfassten *MGG*-Artikels „Atonalität“ 1950 als „Schlagwort“.¹²⁰

9. Ernst Laaff

Ernst Laaff (1903–1987) war 1931 mit einer Arbeit über Schuberts Sinfonien in Berlin promoviert worden und hatte künstlerische Erfahrungen u. a. als Assistent von Carl Schuricht gesammelt.¹²¹ Nach einer Tätigkeit als Lehrer arbeitete er ab 1935 in der Schriftleitung der *Deutschen Musikzeitung*. In dieser Zeitung pries er in einem Artikel über „Die musikalische Förderung der Jugend“ die Musikerziehung der Hitlerjugend für „ihre umfassende Arbeit“ „als einheitliche Organisation der gesamten deutschen Jugend“.¹²² Von 1938 bis 1956 übernahm Laaff die Leitung der Zeitschriftenabteilung bei Schott in Mainz.¹²³ Dessen Zeitschrift *Melos* war mit Erscheinen 1920 ganz der Neuen Musik gewidmet gewesen. Nach der Hindemith-Krise 1934 wurde sie unter den Titel *Neues Musikblatt (Melos – Neue Folge)* weiter von Heinrich Strobel geleitet.¹²⁴ Da Strobel nach der Düsseldorfer Ausstellung „Entartete Musik“ 1938 zur Emigration gezwungen wurde, leitete Laaff die Zeitschrift bis 1943

117 Vertrieb „Stimmen“/Kommissionsbuchhandlung Biblos an Schmitz, 26.4.1948; Musikwissenschaftliches Institut (Schmitz) an Kommissionsbuchhandlung Biblos, 8.5.1948; AMIM, A4.

118 Schmitz an Osthoff, 5.5.1948, ebd., A9. Hindemith erhielt 1950 die Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin.

119 UA Mainz, Bstd. 13/167, Arnold Schmitz, „Gutachten über die Dissertation von Franz Keßler“, 20.10.1949, unpag. S. 2.

120 Ernst Laaff und Albert Wellek, Art. „Atonalität“, in: *MGG* 1, Kassel 1949, Sp. 760–766, hier Sp. 760: „Atonalität ist mehr Schlagwort als musiktheoretischer Begriff.“

121 Albert Rodemann, „Zum Geburtstag Ernst Laaffs. Grußworte an einen Fünfzigjährigen“, in: *Allgemeine Zeitung* 4.11.1953 (UA Mainz, Presse S 11/12 E 595, Bl. 4).

122 In: *Deutsche Musik-Zeitung* XXXVIII/11, 25.9.1937, S. 88f., zit. n. Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 5881.

123 Ernst Laaff, Art. „Laaff, Ernst“, in: *MGG* 8, 1960, Sp. 1. Laut Rodemann, „Zum Geburtstag Ernst Laaffs“ war Laaff auch „Verlagsprokurist und Verlagslektor“, laut *Gesellschaft für Musikforschung. Zweite Mitteilung*, August 1947, S. 44 „Verlagsdirektor“, laut Stephan Schulze, „Wo ist die Zeitschrift ‚Melos‘ geblieben?“, in: *Musik & Ästhetik* 5 (2001), H. 18, S. 85–98, hier S. 94 „Geschäftsführer“ des Schott-Verlags. Eine Personalakte von Laaff fand sich nicht im UA Mainz.

124 Vgl. Sophie Fetthauer, *Musikverlage im „Dritten Reich“ und im Exil*, Hamburg ²2007, S. 271, wonach Strobel erst 1933 eingesetzt wurde anstelle von Hans Mersmann.

allein, zuletzt zwangsvereinigt mit allen Musikblättern als *Musik im Kriege* 1943/44. Auch wenn Schott nicht zu den Verlagen gehörte, die sich dem NS-Regime andienten, kann man Laaff hier „Opportunismus“ und „Mitläufertum“ vorwerfen.¹²⁵ Schließlich gründete Laaff 1948 die Zeitschrift *Das Musikleben*, die bis 1955 in acht Jahrgängen vor allem der gemäßigten Moderne Raum bot, nachdem Strobel 1946 *Melos* ausdrücklich als „Zeitschrift für Neue Musik“ (so der Untertitel) im alten Sinn wieder übernommen hatte.¹²⁶

Auch als Leiter der Collegia musica an der Universität Mainz förderte Laaff im Bereich der neueren Musik Komponisten, die bereits zur Zeit des Nationalsozialismus opportun waren. Es handelte sich dabei zumeist um Werke, die der Schott-Verlag herausbrachte, der sich laut Laaff „von jeher in erster Linie [...] für das zeitgenössische Schaffen eingesetzt“ habe.¹²⁷ Seit 1946 leitete Laaff die von ihm „im Auftrag von [...] Schmitz“¹²⁸ gegründeten Instrumental- und Vokalensembles der Universität zunächst im Lehrauftrag, wobei diese Tätigkeit im Vorlesungsverzeichnis bis 1948/49 dem „Seminar für künstlerische Erziehung“ zugeordnet war.¹²⁹ 1948 bis 1972 wirkte Laaff dann als Leiter des von ihm gegründeten „Staatlichen Instituts für Musik, Abteilung Schulmusik“, das man 1971 zum „Fachbereich Musikerziehung“ der Universität umbenannte.¹³⁰ 1949 wurde Laaff auf Vorschlag von Schmitz zum Honorarprofessor ernannt.

Unter den von Laaff in den 1940er und 50er Jahren aufgeführten Komponisten befanden sich auf der einen Seite die im nationalsozialistischen Regime gespielten Carl Orff, Werner Egk, Heinrich Kaminski und Hermann Reutter.¹³¹ Auf der anderen Seite brachte Laaff auch traditionsbezogene Werke der teilweise im NS-Staat kritisch rezipierten Béla

125 Schulze, „Wo ist die Zeitschrift ‚Melos‘ geblieben?“, S. 95.

126 Vgl. den Bestand der Mainzer Wissenschaftlichen Stadtbibliothek, welche regelmäßig Pflichtabgabexemplare von Schott erhält. *Das Musikleben* widmete sich laut *Melos* 15 (1947), S. 401 der „ältere[n] Musik in Werk und Wiedergabe“. Gleich im ersten Jahrgang finden sich allerdings auch Texte zu Berg und Krenek.

127 Ernst Laaff, „Der Verlag Schott in Mainz“, in: *Gesellschaft für Musikforschung. Zweite Mitteilung*, August 1947, S. 42 f., hier S. 43.

128 „Akzente im Musikleben und Impulse für den Nachwuchs. Professor Ernst Laaff mit akademischer Trauerfeier gewürdigt“, in: *Allgemeine Zeitung* 10.6.1988 (UA Mainz, Presse S 11/12 E 595, Bl. 3).

129 *Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1948*, S. 39 und *Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1948/49*, S. 44. (Universitätsarchiv Mainz, Altmagazin, ohne Signatur).

130 „Vom ‚Lehrfach‘ zur Hochschule“, in: *UniSono. Hochschule für Musik Mainz*, hrsg. von der Hochschule für Musik Mainz (Kristina Pfarr, Redaktion), Mainz [2008], S. 6 f., hier S. 6. Das Institut wurde demnach 1950 in „Staatliches Institut für Musik“, 1961 in „Staatliches Hochschulinstitut für Musik“ umbenannt. Die erste Bezeichnung findet sich auch im Programm „Neuere Klaviermusik“ 26.6.1953 (*Collegium Musicum. Programme. Kritiken. 1953 [–1962]*, AMIM, ohne Signatur). Vgl. aber auch die Angaben in der Anzeige des Todes von Laaff durch die Johannes Gutenberg-Universität Mainz, in: *Allgemeine Zeitung* 17.9.1987, UA Mainz, Presse S 11/12 E 595, ebd., Bl. 2 („Hochschulinstitut für Musik“) und bei Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 38.

131 Das Programm der „Serenade zur Einweihung des wiederhergestellten und neu gestalteten ‚Weihergartens‘“ vom 13.6.[1955] enthält Werke von Paul Hindemith, Heinrich Kaminski, Carl Orff und Hermann Reutter (*Collegium Musicum. Programme. Kritiken. 1953 [–1962]*, AMIM, ohne Signatur).

Bartók, Paul Hindemith und Igor Stravinskij¹³² – freilich ebenfalls Komponisten, die von Schott verlegt wurden.¹³³

Interessant ist nun, dass Laaff im Gegensatz dazu als Lehrender innerhalb der Musikwissenschaft, wo er Lehrveranstaltungen etwa zur Mensuralnotation, zu Schubert und zur Kammermusik der Klassik übernahm, unter Schmitz nur drei (von insgesamt 30) Lehrveranstaltungen zur Neuen Musik anbot.¹³⁴ Er publizierte allerdings zwei zentrale Beiträge für die *MGG*: Neben dem schon erwähnten Artikel „Atonalität“ auch den Abschnitt „Vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“ im Artikel „Deutschland“. Es ist naheliegend, dass die Auswahl der mit den Collegia in Mainz aufgeführten Werke auch von ganz pragmatischen Gesichtspunkten bestimmt gewesen war. Für die *MGG*-Artikel dürfte es aber – abgesehen von der Haltung des Herausgebers Blume zur Neuen Musik¹³⁵ – keine inhaltlichen Vorgaben gegeben haben. Im Artikel „Atonalität“ schrieb Laaff bereits 1949: „Wie weit sich dieses Kompos.-Prinzip durchsetzen und auf die Dauer behaupten wird, bleibt abzuwarten.“¹³⁶ Und im „Deutschland“-Artikel 1954 wurde er dann noch deutlicher: „Vergleicht man die Gegenwart mit früheren Stilwandlungen, die sich, trotz des Überschneidens, meist innerhalb eines halben Jh. zu reifen Leistungen durchrangen, dann dürfte es vorerst richtiger sein, in der Neuen Musik nicht vorschnell eine mg. Epoche zu sehen oder konstruieren zu wollen, mag unsere sensationslüsterne Zeit auch derartige Ambitionen haben.“¹³⁷

132 Das Programm „Alte und neue Musik“ vom 19.7.1955 (ebd.) enthält Werke u. a. von Igor Stravinskij, Paul Hindemith und Orff. Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 39 schreibt, dass Laaff auch eine Uraufführung von Henze dirigiert habe. Vgl. aber den „Überblick über die aufgeführten Werke“, in: [Günther Massenkeil], *20 Jahre Collegium musicum der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz*, [Mainz 1966], S. 12–29, wonach kein Werk Henzes auf dem Programm stand. Von Bartók, Schönberg und Stravinskij spielte Laaff demnach vor allem tonale Volksliedbearbeitungen, von Hindemith das *Schulwerk* op. 44 und die „Sing- und Spielmusik“ über *Ein Jäger aus Kurpfalz* op. 45/3. Die avanciertesten Werke im Repertoire waren leicht fassliche dodekaphone Stücke von Schönberg (für gemischten Chor op. 27 Nr. 1 und 2) und von Wolfgang Fortner (6 Madrigale). Man kann also nicht davon sprechen, dass „für neue Musik repräsentative Stücke“ (ebd., S. 4) gespielt wurden. Da sich die Collegia vor allem aus Schulmusikstudierenden rekrutierten, scheiden allein spieltechnische Gründe für die Wahl des Repertoires aus. Vielmehr scheinen auch Publikumswünsche berücksichtigt worden zu sein, so in Form einer Umfrage im Programmzettel zum Konzert „Neue Musik“ vom 17.7.1947, u. a. mit der Frage „Welche Werke sagen Ihnen nicht zu?“.

133 Unter den seltenen Uraufführungen mit dem Collegium Musicum war auch das Concertino für Flöte und Streichorchester von Werner Fusan, eine „allen zugängliche dodekaphone Spielmusik“ („Das Collegium musicum konzertierte. Erstaufführung eines Werkes von Werner Fusan“, in: *Allgemeine Zeitung* 14.5.1958 (UA Mainz, Presse S 11/22 E 595, Bl. 16)). Fusan wirkte zugleich als Tonsatzlehrer am Institut für Musik (Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 39).

134 Im Sommersemester 1952 und Wintersemester 1955/56 (jeweils „Neue Musik“) sowie im Wintersemester 1959/60 („Die Musik in Deutschland in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts“). Durchgesehen wurden die Vorlesungsverzeichnisse der Universität Mainz vom Wintersemester 1946/47 bis zum Sommersemester 1961 (Universitätsarchiv und Archiv des Musikwissenschaftlichen Instituts).

135 Vgl. Friedrich Blume, *Was ist Musik? Ein Vortrag [1958]* (=Musikalische Zeitfragen 5), Kassel und Basel 1960 und Rothkamm, „Die Rezeption der Neuen Musik in Musikwissenschaft und Musikschritftum der frühen deutschen Nachkriegszeit“.

136 Laaff und Wellek, „Atonalität“, hier Sp. 762 f.

137 Ernst Laaff, Art. „Deutschland. F. Vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart“, in: *MGG* 3 (1954), Sp. 344–358, hier Sp. 358.

10. Albert Wellek

Der größte Skeptiker Neuer Musik, der im Mainzer Institut der frühen Nachkriegszeit lehrte, war Albert Wellek (1904–1972). 1950 hatte er in seinem Teil des Artikels „Atonalität“ in der *MGG* geschrieben: „[...] die ‚atonale‘ Musik beruht auf einer psychisch wie ästhetisch völlig undurchführbaren, illusorischen Konstruktion auf dem Papiere.“¹³⁸

Wellek wurde nach musikpraktischen Studien am Prager Staatskonservatorium in Wien mit einer musikpsychologischen Arbeit promoviert,¹³⁹ bevor er sich in Leipzig der Psychologie zuwandte und sich 1938 mit einer Schrift über die *Typologie der Musikbegabung im deutschen Volke* habilitierte. Laut Pamela Potter bediente sich Wellek „der Methoden der experimentellen Psychologie, um regionale Differenzen zu erkennen mit dem Ziel, sie zu klassifizieren und als unterschiedliche Manifestationen des deutschen Musiktalents zu interpretieren“.¹⁴⁰ Im Ergebnis zeige der Norden ein „lineares“ und der Süden ein „polares“ Muster von Musikwahrnehmung, weshalb nordische Komponisten eher kontrapunktisch komponierten, südliche hingegen homophon.¹⁴¹ Nicht nur Wellek selbst schlug vor, dass diese Ergebnisse „durch Rassenkriterien weiter verfeinert werden könnten“,¹⁴² sondern auch eine Rezension von 1940 sprach von einem „Kampf Nord gegen Süd“ der „abendländischen Musikgeschichte“.¹⁴³ Bereits in Welleks Tübinger Vortrag von 1934 „Zur Typologie der Musikbegabung der deutschen Stämme“ wird „die Anwendung genetisch-völkischer Modelle auf Musik und Musikgeschichte deutlich“.¹⁴⁴

Wellek wurde Anfang der 1940er Jahre als Wehrmachts- bzw. Heerespsychologe eingesetzt.¹⁴⁵ Nach einem kurzen Intermezzo in Halle war Wellek dann von 1943 an Professor für Psychologie und Pädagogik an der Universität Breslau. Wie Schmitz wurde er bereits 1946 an die Universität Mainz berufen, als Ordinarius für Psychologie und Direktor des Psychologischen Instituts. Bärbel Baumann u. a. machten bereits auf ein Durchsetzen Breslauer Hochschullehrer „in den benachbarten Disziplinen Anthropologie, Psychologie und Soziologie“ aufmerksam, „die sich in ihren erbbiologischen, charakterologischen und kulturethnologischen Forschungen gegenseitig unterstützten und nahtlos an nationalsozialistische Arbeiten anknüpften“.¹⁴⁶

138 Laaff und Wellek, „Atonalität“, Sp. 763 f.

139 *Doppelempfinden und Programmmusik*, Diss. Wien 1928.

140 Potter, *Die deutscheste der Künste*, S. 267. Demzufolge war die Schrift bereits 1936 fertiggestellt.

141 Ebd.

142 Ebd.

143 *Deutsche Literaturzeitung* 1940, H. 45 f., Sp. 1072–1074, zit. n. *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 33.

144 Ebd., S. 33 f.

145 Vgl. Ruth Baron, „Mainzer Professoren. Prof. Dr. Albert Wellek“, in: *Staats-Zeitung* 9 (1958), Nr. 10, S. 3 (UA Mainz, Presse S 11/22, Albert Wellek, E 71, Bl. 22), wonach Wellek bis 1941 als „Wehrmachtspsychologe“ und bis 1943 als „Spezialist für Hirnverletzte“ Kriegsdienst versah, und *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 34, wonach er von 1940–42 als „Heerespsychologe“ arbeitete.

146 *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 26. Erstaunlicherweise kritisiert Michael Kißener diese These mit konkretem Hinweis auf Wellek, den er ohne Belege zu einer Gruppe von Professoren zählt, „denen man aus politischen, religiösen oder weltanschaulichen Gründen die Habilitation oder Dozentur verweigert oder längerfristig erschwert hatte bzw. die strafversetzt worden waren“ (Michael Kißener, „Kontinuität oder Wandel? Die erste Professorgeneration der Johannes Gutenberg-Universität Mainz“, in: *Ut omnes unum sint (Teil 1). Gründungspersönlichkeiten*

Freilich lassen sich bei den Lehrveranstaltungstiteln innerhalb des Psychologischen Instituts bedenkliche Kontinuitäten feststellen, vor allem 1948/49, als Wellek „Erbpsychologie und vergleichende Psychologie“ sowie „Übungen zur Völkerpsychologie“ anbot.¹⁴⁷ Darüber hinaus band Schmitz seinen ehemaligen Kollegen ab 1947/48 in das Musikwissenschaftliche Institut ein, wo Wellek mehrfach Lehrveranstaltungen zur Ton- bzw. Gehörpsychologie, Musikpsychologie und Musikästhetik abhielt.¹⁴⁸ Wellek wirkte auch nicht nur anfangs als Zweitgutachter bzw. Korreferent bei musikwissenschaftlichen Dissertationen, sondern ist nach den gegenwärtig einsehbaren Akten auch der häufigste Zweitprüfer und Protokollant der mündlichen Hauptfachprüfungen in Musikwissenschaft gewesen.¹⁴⁹ Wie gezeigt, kam in diesen Prüfungen und auch in seinen Fragen zum Habilitationskolloquium von Günther Massenkeil¹⁵⁰ die Sprache niemals auf die Neue Musik. Wellek, der auch als Dekan und Prodekan der Philosophischen Fakultät wirkte,¹⁵¹ hielt jedoch 1957 einen Vortrag „Probleme der modernen Musik“ beim „Zweiten deutschen Jazz-Salon“ in Dortmund.¹⁵²

II. Vorsitzender der Hochschulkommission der Gesellschaft für Musikforschung

1. „Einmischung [...] in aktuelle Hochschulfragen“

Ab März 1947 war Schmitz auch Mitglied der im Vorjahr neu gegründeten Gesellschaft für Musikforschung (GfM).¹⁵³ Bereits im April 1947 bei der Mitgliederversammlung auf der ersten Jahrestagung in Göttingen war Schmitz jedoch darüber hinaus in Abwesenheit

der *Johannes Gutenberg-Universität*, hrsg. von dems. und Helmut Mathy, Stuttgart 2005, S. 97–123, hier S. 113, siehe auch ebd., Anm. 60.

147 *Elemente einer anderen Universitätsgeschichte*, hrsg. von Bärbel Baumann u. a., S. 34.

148 Nicht richtig erscheint die Behauptung von Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 40, dass Wellek offiziell das Fachgebiet Systematische Musikwissenschaft übernommen habe (vgl. *Johannes Gutenberg-Universität in Mainz: Vorlesungsverzeichnisse* Wintersemester 1946/47 bis Sommersemester 1961).

149 In vier der zehn zugänglichen Dissertationsverfahren (s. o.) sowie einmal als Nebenfachprüfer in Psychologie.

150 UA Mainz, Bstd. 13/204, Zum Habilitationskolloquium von Dr. Massenkeil am 9.1.1961. Fragen von Herrn Wellek, 14.1.1961. Ich danke Günther Massenkeil herzlich für die Genehmigung, die ihn betreffenden Akten einzusehen.

151 Werner D. Fröhlich, „Nachruf für Albert Wellek“, in: *Jogu* 2 (1972), Nr. 16, S. 8 (UA Mainz, Presse S 11/22, Albert Wellek, E 71, Bl. 1).

152 *Allgemeine Zeitung* 25.2.1957 (ebd., Bl. 8).

153 Am 11.3.1947 (Brief von Schmitz an Blume, AMIM, A4). Vgl. auch den Brief von Richard Baum (GfM Schatzmeister) an Schmitz vom 12.3.1948 (ebd., A9). Das erste Mitteilungsblatt der GfM vom Februar 1947 hatte Schmitz sogleich erhalten, die folgenden beiden jedoch irrtümlich nicht und auch nicht die Anmeldungskarte für die Jahrestagung 1948 in Rothenburg (vgl. seinen Brief an Friedrich Blume vom 12.3.1948, ebd.). Vor dem Hintergrund, dass er offenbar auch ungefragt in den Beirat gewählt worden ist, drohte Schmitz anscheinend damit, seinen schon geplanten Vortrag für Rothenburg in der Sektion von Wellek abzusagen. Wellek intervenierte daraufhin bei Walther Vetter. Dies geht aus dem Schreiben Veters an Schmitz vom 4.3.1948 (ebd.) hervor, der dies mit dem „überlasteten Kieler Betriebe“ und den „ungewöhnlichen Kommunikationsschwierigkeiten unserer Zeit“ erklärt, von der „sachlichen Notwendigkeit unserer Zusammenarbeit gerade im Rahmen der Gesellschaft“ spricht und den Vorschlag einer Diskussion „organisatorischer Fragen unseres Faches“ „wärmstens“ begrüßt. Blume entschuldigte sich mit seinem Schreiben vom 9.3.1948. (ebd.).

in den Beirat der Gesellschaft für Musikforschung gewählt worden.¹⁵⁴ Präsident Friedrich Blume teilte ihm dies schriftlich mit,¹⁵⁵ doch Schmitz wollte das Amt zunächst noch nicht annehmen: „Das hat mit persönlichen Gründen gar nichts zu tun, ergibt sich vielmehr aus einer Beurteilung der allgemeinen Lage. [...] Ist es [...] nicht besser, mit der Planung unserer Arbeit zu warten, bis der Friede mit Deutschland deklariert ist?“¹⁵⁶ Gegenüber seinem Kollegen Heinrich Bessler erläuterte Schmitz die Hintergründe noch deutlicher: „Was soll ein Beirat, wenn wichtige Entschlüsse in den meisten Fällen ohne ihn gefasst werden und vielleicht auch gefasst werden müssen?“¹⁵⁷ Auch laut der offiziellen *Mitteilung* der Gesellschaft vom Januar 1948 hatte Schmitz „vorläufig abgelehnt“.¹⁵⁸ Allerdings wünschte er, bereits bei der zweiten Jahrestagung in Rothenburg im Mai 1948 „die organisatorischen Fragen der Gesellschaft [...] zur Erörterung zu stellen“, was Blume begrüßte.¹⁵⁹ Blume lud Schmitz außerdem ein, an der Kommission für Auslandsfragen teilzunehmen, was Schmitz zusagte; seinerseits regte dieser an, dass alle Ordinarien (einschließlich Welleks!) zusammenkämen, um allgemeine Hochschulfragen zu erörtern.¹⁶⁰ Blume ging auf diesen Wunsch positiv ein und bat Schmitz, die Auswahl der „Fachvertreter“ nach eigenem Ermessen vorzunehmen.¹⁶¹

Die sich an diese Besprechung anschließenden Interventionen von Schmitz in Hochschulfragen waren schließlich so umfangreich, dass Blume Schmitz im August 1948 vorschlug, eine „ständige“ Kommission einzurichten mit Schmitz als Vorsitzendem.¹⁶² Nachdem Schmitz zugesagt hatte,¹⁶³ beschloss der Vorstand der GfM offiziell, diese „ständige Kommission für Hochschulfragen“ zu errichten.¹⁶⁴ Diese sollte Fragen beurteilen, „die das Verhältnis von Musikwissenschaft und Hochschulen betreffen“, und auch auf „die personellen Fragen einer geeigneten Vertretung der Musikwissenschaft an den Hochschulen“ Einfluss nehmen.¹⁶⁵ Konkret heißt es in Blumes Anfrage an Schmitz im Namen des Vorstands, ob er den Vorsitz dieser Kommission übernehmen wolle: „Hält der Ausschuss eine Einmischung in irgendwelche aktuellen Hochschulfragen für wünschenswert, so erstattet er ein entsprechendes Gutachten oder eine Stellungnahme [...]“. Als weitere Mitglieder dieser Kommission waren Helmuth Osthoff (Universität Frankfurt a. M.) und Karl Gustav Fellerer (Universität Köln) vom Vorstand vorgeschlagen worden. Alle drei nahmen an. Schmitz schrieb Blume sogar in seiner Antwort: „[...] das Arbeitsprogramm der Kommission habe ich mir so gedacht wie der Vorstand der Gesellschaft es anregt. Es versteht

154 Schmitz konnte wegen einer verkehrstechnischen „Panne“ nicht anwesend sein (Schmitz an Blume, 2.5.1947, ebd., A4): „Laaff hat mich über alles orientiert [...]. Von allen Fragen gemeinsamer Arbeit schließe ich mich selbstverständlich nicht aus.“

155 Blume an Schmitz, 21.7.1947, AMIM, A9.

156 Schmitz an Blume, 27.9.1947, ebd., A4.

157 Schmitz an [Heinrich Bessler], 24.2.1948, ebd., A4.

158 *Gesellschaft für Musikforschung. Dritte Mitteilung*, Januar 1948, S. 14 (Persönliche Nachrichten). Hervorhebung von mir.

159 Blume an Schmitz, 9.3.1948, AMIM, A9. Darin nimmt Blume Bezug auf ein Schreiben von Schmitz, dessen Durchschlag bzw. Entwurf ebd. zu fehlen scheint.

160 Schmitz an Blume, 12.3.1948, ebd.

161 Blume an Schmitz, 17.3.1948, ebd.

162 Blume an Schmitz, 2.8.1948, ebd.

163 Schmitz an Blume, 9.8.1948, ebd.

164 Blume an Schmitz, 5.10.1948, ebd.

165 Ebd.

sich von selbst, dass eine Zusammenarbeit mit Ihnen in allen Hochschulfragen in enger Fühlungnahme und rascher gegenseitiger Information erfolgt.“¹⁶⁶

Tatsächlich schaltete sich die Hochschulkommission in einen Großteil der Berufungs- und Wiedereinsetzungsverfahren der frühen Nachkriegszeit ein: Die im Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Mainz archivierte diesbezüglichen Unterlagen beziehen sich unter anderem auf die Universität Freiburg (gegen die Zerschlagung des Volksliedarchivs und für einen Erhalt der ehemaligen Professur Hermann Zencks),¹⁶⁷ auf die Technische Hochschule Berlin (gegen die Berufung des nicht habilitierten Hans Heinz Stuckenschmidt),¹⁶⁸ auf die Universität Bremen (mit einem eigenen Listenvorschlag),¹⁶⁹ auf die Universität Tübingen (zunächst die Wiedereinsetzung Ernst Fritz Schmidts betreffend)¹⁷⁰, auf die Universität Kiel (wegen Vertretung durch Schmitz' ehemaligen Assistenten Fritz Feldmann im Hinblick auf dessen Wiedereinsetzung)¹⁷¹ und die Universität Würzburg. In diesem Zusammenhang intervenierte die Kommission auch in einem Habilitationsverfahren (s. u.) und setzte sich für die Rückkehr von Marius Schneider nach Deutschland¹⁷² sowie für die Rehabilitation Hans Joachim Mosers ein.¹⁷³ Von ehemaligen Kollegen ließ Schmitz nur Joseph Müller-Blattau fallen, den er 1935 als vergleichender Gutachter im Berufungsverfahren für die Universität Frankfurt a. M. noch positiv beurteilt hatte.¹⁷⁴

Angesichts der systematischen Personalpolitik der Kommission für Hochschulfragen darf nicht vergessen werden, dass es der Kommission auch darum ging, das Fach Musikwissenschaft an mehreren Standorten zu etablieren bzw. wieder zu beleben (u. a. in Saarbrücken)¹⁷⁵ oder überhaupt erste Kontakte zu einflussreichen Kollegen zu knüpfen (Leipzig, Rostock und Jena), zunächst ohne konkrete Personalinteressen.¹⁷⁶ Dass die Kommission gewissermaßen nebenbei noch gegen die drohende Einführung der Diplomprüfung bzw. des Magisterstudiengangs Musikwissenschaft Politik zu machen versuchte,¹⁷⁷ erscheint dagegen eher wie eine Marginalie.

Schmitz war in all diesen Angelegenheiten direkter Verbündeter und Ratgeber Friedrich Blumes, ja mehrfach auch die treibende Kraft – freilich oft in Absprache mit Osthoff und Fellerer, vielfach und stets in dringenden Fällen aber im Alleingang mit Blume. Gemeinsam wandten sie sich konsequent dagegen, dass Nichthabilitierte auf Lehrstühle kamen.

166 Schmitz an Blume, 12.10.1948, ebd.

167 U. a. Blume an Schmitz, 15.12.1950 und 9.1.1951, Schmitz an Blume, 6.1.1951, ebd.

168 Blume an Schmitz, 6.8.1949 und 4.1.1950, ebd.

169 Schmitz an Karl Gustav Fellerer, 7.2.1949, Schmitz an Blume, 7.2.1949, ebd.

170 Schmitz an Blume, 14.8.1950 und 26.9.1950, Blume an Schmitz 7.8.1950 und 25.8.1950, ebd.

171 Protokoll der 1. Sitzung der Kommission für Hochschulfragen, 15.1.1949, ebd.

172 Blume an Schmitz, 22.4.1950, Schmitz an Blume, 5.5.1950, ebd.

173 Walther Vetter an Schmitz, 30.7.1948, ebd.

174 Vgl. Schmitz' Gutachten vom 8.6.1949 (Michael Custodis, „Adorno und Müller-Blattau“, in: *AfMw* 66 (2009), S. 189) und UA Frankfurt/Main, Phil. Fak. Abt. 130 / Nr. 18, *Lehrstühle 1916–1954*, Bl. 30 (Gelzer an den Rektor [„Magnifizenz“], 28.9.1935). Demnach hielt Schmitz zwar jeden der 1935 Vorgeschlagenen für geeignet, den Frankfurter Lehrstuhl zu übernehmen, Joseph Müller-Blattau in Königsberg jedoch für schwer ersetzlich.

175 Schmitz an Josef Quint, 22.1.1949, AMIM, A9. Vgl. Kapitel I.1.

176 „Unsere Fühler reichen nicht in die Ostzone, noch nicht einmal bis Berlin.“ (Schmitz an Blume, 12.1.1950, ebd.)

177 Blume an Schmitz, Osthoff und Fellerer, 10.8.1950; Schmitz an Blume, 14.8.1950; Blume an Schmitz, 25.8.1950; Blume an Schmitz, Osthoff und Fellerer, 26.10.1950; Blume an Dekan der Phil. Fak. der Universität Kiel, 26.10.1950 und 29.11.1950; Schmitz an Blume, 7.12.1950 (alles ebd.).

Schmitz übernahm deswegen persönlich das Habilitationsgutachten im Fall Peter Seitenberg. Seitenberg sollte in Würzburg berufen werden, wo er bereits als Dozent „schon seit einiger Zeit“ ohne „Verbindung mit einem Ordinarius“ das Fach vertrat.¹⁷⁸ Schmitz empfahl in seinem auch teilweise lobenden Gutachten, Seitenbergs Habilitationsschrift letztlich nicht anzunehmen wegen mangelnder Wissenschaftlichkeit. Es fehlte in der Schrift mit dem Titel *Studien zum Problem der musikalischen Gestalt bei Beethoven und Schubert* beispielsweise ein Anmerkungsapparat. Schmitz schlug aber immerhin vor, einen weiteren Gutachter hinzuzuziehen, wobei er mit Wilibald Gurlitt einen Vertrauten aus der Akademie der Wissenschaften namhaft machte.¹⁷⁹ Ebenso wandte sich Schmitz an Blume im Fall des nicht habilitierten Dr. „jur.“¹⁸⁰ [Edmund] Nick, der ihm zwar von Breslau her als Leiter der Abteilung Musik des Schlesischen Rundfunks bekannt, für das Fach aber letztlich nicht wirklich geeignet sei und die Professur an der Münchner Akademie der Tonkunst nur als „Ostvertriebener“ und als „politisch Verfolgter“ bekommen solle.¹⁸¹ Nick sei 1933 aus politischen Gründen entlassen worden.

2. Schmitz' Bemühungen um Rehabilitierung Heinrich Besslers

Schmitz dürfte Blumes wichtigster, geschicktester und einflussreichster Verbündeter in Fragen der Hochschulpolitik in Westdeutschland gewesen sein. Dies sei an der Diskussion über die (Wieder-)Einsetzung Heinrich Besslers an der Universität Heidelberg und anderen Universitäten näher beleuchtet. Bessler war vor allem aus zwei Gründen von seiner Professur an der Universität Heidelberg entfernt worden: Zum einen wegen des sog. Kopftausches mit seinem Assistenten Siegfried Hermelink, den er statt seiner zum Kriegsdienst vorgeschlagen hatte. Im Laufe des Verfahrens bat er Hermelink auszusagen, dass dieser damals einverstanden gewesen sei. Zum anderen wegen des Anbringens von Stempeln mit der Beschriftung „Jude“ in den Büchern jüdischer Autoren der Institutsbibliothek. Thomas Schipperges hat in seinem Buch *Die Akte Heinrich Bessler* die Verhandlungen über dessen Wiedereinsetzung bereits aus Heidelberger Sicht detailliert beschrieben und analysiert.¹⁸² Der dazu im Archiv des Mainzer Musikwissenschaftlichen Instituts aufbewahrte Schriftwechsel zwischen Schmitz, Blume, Bessler, Osthoff, Fellerer und Dritten umfasst etwa einhundert weitere Schreiben. Aus diesen Briefen lassen sich nach Reihung und Zuordnung¹⁸³ nicht nur nähere Hintergründe für das Heidelberger Verfahren entnehmen und für den Versuch fast der gesamten westdeutschen Musikwissenschaft, Bessler zu rehabilitieren, sondern auch ein beispielloser persönlicher Einsatz von Schmitz für Besslers Verbleib in Westdeutschland – mit dem Ziel, seine Ausreise in die SBZ/DDR zu verhindern.

178 Fellerer an den Dekan der Philosophischen Fakultät [der Universität] Würzburg, undatiert (Abschrift), ebd.

179 Gutachten vom 23.3.1949, ebd. Gegenüber Osthoff sprach Schmitz freilich von einer „verkorksten Angelegenheit“ (Schmitz an Osthoff, 4.8.1949, ebd.).

180 Fellerer an Schmitz, 17.10.1950, ebd.

181 Schmitz an Blume, 12.1.1950, ebd.; vgl. Blume an Schmitz, 4.1.1950 und 20.1.1950, ebd. und Steglich (Erlangen) an [Blume], 30.12.1949, ebd.

182 Thomas Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler. Musikwissenschaft und Wissenschaftspolitik 1924 bis 1949*, München 2005, vor allem S. 260–280.

183 Schmitz hatte die Angewohnheit, die Kollegen in der Anrede zumeist nicht mit Namen zu nennen. Seine Schreiben sind in der Regel in Form von Durchschlägen erhalten – wie es scheint, innerhalb des fraglichen Zeitraums weitgehend vollständig.

Zunächst hatte Blume selbst an das Heidelberger Rektorat geschrieben, um Besslers Berufungsantrag gegen das Urteil der Spruchkammer als „minderbelastet“ (Gruppe III) zu unterstützen.¹⁸⁴ In einem Brief an die Spruchkammer wies Blume dann nochmals darauf hin, dass Bessler als „hervorragender Kenner der Musik des Mittelalters“ ein „ausgezeichnetes Ansehen“ genieße, Heidelberg als einziges deutsches Institut „unbeschädigt und voll leistungsfähig geblieben“ sei und er selbst wie viele seiner Kollegen „in den 1930er Jahren miterlebt“ habe, wie „Bessler infolge seiner Konflikte mit hohen Parteistellen in Amt und Arbeit geschädigt“ worden sei.¹⁸⁵

1947 pflegte Schmitz mit Bessler zunächst einen freundschaftlich-kollegialen Kontakt, der vor allem dem Austausch von Literatur und Quellen diente. Im August erwähnte Bessler gegenüber Schmitz erstmals „die unglaublichen Verzögerungen bei den [Spruch-]Kammern“, zweifelte aber nicht „an der völligen Rehabilitierung“.¹⁸⁶ Diese Hoffnung schien berechtigt, da in der sog. Göttinger Erklärung vom April desselben Jahres nicht weniger als zehn Musikwissenschafts-Professoren aus neun verschiedenen Orten für Bessler Partei ergriffen und seine „Unentbehrlichkeit“ attestiert hatten: neben Blume auch Rudolf Gerber, Johannes Wolf, Joseph Schmidt-Görg, Hans Engel, Willi Kahl, Christhard Mahrenholz, Bruno Stäblein, Georg Reichert, Wilhelm Heinitz und Friedrich Noack.¹⁸⁷

Am 22. Januar 1948 wurde das Urteil der Spruchkammer tatsächlich aufgehoben und Bessler in die Gruppe der „Entlasteten“ eingereiht.¹⁸⁸ Noch am selben Tag reichte er beim Dekan den Antrag auf „Wiedereinsetzung“ in sein Amt ein.¹⁸⁹ Dennoch beauftragte man Thrasylulos Georgiades mit der Vertretung im Sommersemester. Eine Kommission sollte eine „Eventualliste“ für den Lehrstuhl erstellen. Am 1.6.1948 wurde Bessler vom Dekan aufgefordert, die Schlüssel für das Seminar „abzugeben und dessen Räume nicht mehr zu betreten“.¹⁹⁰

Hierauf nun schaltete sich Schmitz ein. Gegenüber Blume erwähnte er Mitte Juni, dass er „in der Angelegenheit Bessler“ an ein ihm bekanntes Mitglied der Heidelberger Fakultät geschrieben habe.¹⁹¹ Im Juli konkretisierte Schmitz gegenüber Blume, dass es sich um einen ihm „gutbekannten Angehörigen der Philosophischen Fakultät“ handle, „und zwar so, dass er das Schreiben seinem Dekan und der Fakultät bekannt geben möchte“.¹⁹² Gemeint war hierbei der Althistoriker Hans Schaefer, den Schmitz noch aus Breslau kannte.¹⁹³ Schaefer

184 Blume an Rektorat, 23.5.1947, UA Heidelberg, PA 3291, vgl. Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 269 f., besonders S. 270, Anm. 77. Daraufhin erhielt Blume am 4.6.1947 eine Antwort (ebd.).

185 Blume an Spruchkammer – Berufungskammer – Heidelberg, 18.6.1947, Abschrift, AMIM, A9.

186 Bessler an Schmitz, 20.8.1947, ebd., A4.

187 Abschrift, Göttingen, 10.4.1947, ebd., A9: „Als international angesehener Forscher ist Bessler für das Fach unentbehrlich, besonders auch für das Ausland“. Schmitz fehlte, da er nicht in Göttingen dabei war (s. o.). Die Vornamen wurden von mir ergänzt.

188 Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 272.

189 Ebd., S. 274.

190 Ebd., S. 275.

191 Schmitz an Blume, 11.6.1948, AMIM, A4. Freilich blieb die Fakultät bei ihrer nächsten Sitzung dabei, die Wiedereinstellung nicht zu beantragen (Dekan an Bessler, 23.6.1948, UA Heidelberg, PA 3291). Ich danke Thomas Schipperges herzlich für seine Hinweise auf die hier erwähnten Quellen aus Heidelberg und Jena.

192 Schmitz an Blume, 21.7.1948, AMIM, A9. Insofern verwundert es auch nicht, dass es auf der Sitzung der Fakultät vom 24.7.1948 „eine einheitlich ablehnende Front gegen Bessler nicht gab“ (Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 277 f.).

193 Hans Schaefer an Schmitz, 26.4.1948, AMIM, A9.

hatte im Auftrag des Heidelberger Dekans um Empfehlungen für die Besseler-Nachfolge gebeten und zugleich Schmitz gefragt, ob er nicht selbst interessiert sei. Schmitz antwortete, dass er sich nicht vorstellen könne, dass Besseler „vom Lehramt ferngehalten würde“. Schmitz gab der Ansicht Ausdruck, dass man „für ihn keinen vollen Ersatz bekäme“,¹⁹⁴ und ging auf die Frage nach seiner eigenen Person nicht weiter ein. Blume gegenüber erwähnte er freilich zunächst nicht, dass die Initiative für sein Schreiben gleichsam offiziell von Heidelberg ausgegangen war. Vielmehr bat er Blume, „noch einmal in einem Schreiben offiziellen Charakters bei der Fakultät nachzustoßen“.¹⁹⁵ Dieses Schreiben, in dem er Besseler als „überragenden Gelehrten“ bezeichnete, hatte Schmitz sogleich entworfen.¹⁹⁶ Blume fand es „vollkommen sachgemäß“ und unterschrieb ohne Änderungen.¹⁹⁷ Am 23. Juli teilte Schmitz Besseler mit:¹⁹⁸ „Die Aktion ist nun angelaufen. Sie ist jetzt offiziell an Ihre Fakultät gerichtet und ergänzt mein erstes inoffizielles Schreiben, in dem ich übrigens schon auf die Ansicht der in Rothenburg versammelten Fachvertreter hingewiesen hatte. [...] Wir können und dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, dass sich die Fakultät doch noch für Ihre Wiedereinsetzung aussprechen wird.“ Am selben Tag berichtete Besseler Schmitz, dass der „Geheimbericht“ über ihn in Heidelberg abgemildert würde, das „Ziel [ihn nicht wieder einzusetzen] trotzdem aufrechterhalten“ werden soll. Er bat Schmitz um je ein Schreiben an den Dekan der Philosophischen Fakultät sowie an das Landespräsidium in Karlsruhe.¹⁹⁹ Blume unterschrieb Schmitz' Entwurf unverändert.²⁰⁰ Gegenüber dem Landespräsidium Karlsruhe drückten beide „die Sorge der Fachvertreter“ aus, „die sich in Rothenburg“ – im Sinne von Besseler – „über diese Angelegenheit ausgesprochen hatten“.²⁰¹ Das waren zusätzlich zu denjenigen aus der „Göttinger Erklärung“ acht weitere Professoren: Walther Vetter, Walter Gerstenberg, Rudolf von Ficker, Hermann Zenck, Rudolf Steglich, Helmuth Osthoff, Karl Gustav Fellerer, Arnold Schmitz – und damit zusammen fast alle wesentlichen westdeutschen Fachvertreter.²⁰²

Die Solidarität der Fachvertreter mit Besseler erklärte Schmitz in diesem Schreiben mit fachlichen Gründen und bezeichnete ihn dort noch einmal als „durch Entscheid der Spruchkammer nunmehr politisch entlastet“.²⁰³ Zum Schreiben an die Karlsruher Landesvertretung schlug Blume dann allerdings vor, die Gesellschaft für Musikforschung vorläufig aus dem Spiel zu lassen und nur die Göttinger Erklärung zu übersenden, um noch „eine Trumphkarte ‚in der Hinterhand‘“ zu haben.²⁰⁴ Der Fakultät sollte man aber den auf die Rothenburger Professoren-Aussprache bezogenen Brief schicken, „so können wir uns je-

194 Schmitz an Schaefer, 29.5.1948, ebd.

195 Schmitz an Blume, 21.7.1948, ebd.

196 Schmitz [und Blume] an Gerhard Hess (Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg), 21.7.1948 [Entwurf], ebd.

197 Blume an Schmitz, 27.7.1948, ebd. Das Schreiben Schmitz und Blume an Gerhard Hess (Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg), datiert 22.7.1948, ebd. ist nur von Blume unterzeichnet.

198 Schmitz an Besseler, 23.7.1948, ebd.

199 Besseler an Schmitz, 23.7.1948, ebd.

200 Blume an Schmitz, 31.7.1948, ebd.

201 Blume und Schmitz an Landespräsidium Karlsruhe, 31.7.1948, ebd.

202 Ebd. Schmidt-Görg und Blume sind doppelt aufgeführt. Die Vornamen wurden von mir ergänzt. Unklar bleibt, wer mit „Dr. Reich, Tübingen“ gemeint ist, möglicherweise Georg Reichert.

203 Ebd., Schmitz unterzeichnete als „Leiter der Kommission für Hochschulfragen in der Gesellschaft für Musikforschung“.

204 Blume an Schmitz, 4.8.1948., ebd.

denfalls nicht den Vorwurf machen, uns gegenüber der Fakultät passiv verhalten zu haben. Gewiss kennen wir die Gründe der Fakultät nicht. Wir haben uns ja aber dank Ihrem sehr zurückhaltenden Entwurf auch gar nicht in Fakultätsfragen eingemischt.“²⁰⁵

Entgegen Blumes Rat schickte Schmitz letztlich beide Schreiben ab.²⁰⁶ Tatsächlich änderten diese Bemühungen die Lage in Heidelberg nicht. Bessler teilte Blume und Schmitz Ende August mit, dass er Heidelberg wegen seines schwierigen Standes verlassen müsse und dass er wegen der Übernahme eines Ordinariats in der Ostzone in Verhandlungen sei.²⁰⁷ Eine Vorschlagsliste für seine Nachfolge in Heidelberg läge bereits beim Ministerium: 1. Thrasybulos Georgiades, 2. Heinrich Husmann, 3. Willi Kahl.²⁰⁸ Wenn, dann müsse man schnell intervenieren. Blume schlug Schmitz offenbar sogleich eine Alternativliste vor u. a. mit Walter Wiora und Ernst Fritz Schmid.²⁰⁹

Daraufhin eröffnete Schmitz Blume vertraulich, dass er „kurz vor Pfingsten“ von der Fakultät um „Vorschläge für den Fall“ gebeten worden sei, da „mit einer Rückkehr Besslers auf seinen Lehrstuhl nicht mehr gerechnet werden könne“. Er habe es freilich abgelehnt, Vorschläge zu machen, und Bessler stattdessen als „unersetzlich“ bezeichnet. Deswegen könne er der Fakultät nun nicht vorwerfen, sie habe versäumt, bei Fachvertretern Rat einzuholen.²¹⁰ Dennoch gab Schmitz gegenüber Blume zu erkennen, dass er dessen Einschätzung über Alternativen zur aktuellen Liste weitgehend teile und kommentierte diese folgendermaßen:²¹¹ „Georgiades und Husmann haben sich noch zu wenig ausgewiesen, [...] der erstere besonders als Ausländer. Über Walter Wiora teile ich nicht ganz ihre begeisterte Ansicht [...]“. Bei Schmidts Nominierung, die Schmitz „vollauf“ unterstützte, fragte er sich nur, warum man diesen nicht nach Tübingen zurückgeholt habe. Weiterhin erwähnte Schmitz im Zusammenhang mit Heidelberg noch Hermann Zenck, Ewald Jammers und Jacques Handschin.

An Bessler schrieb Schmitz nun, dass er nichts Weiteres für ihn unternehmen könne, nachdem er ihn als „unersetzlich“ bezeichnet habe.²¹² Er ließ allerdings Besslers Vermutung unkommentiert, die Liste sei „ohne Gutachten von Fachgenossen zustande gekommen“²¹³. Blume wiederholte daraufhin gegenüber Schmitz seine Kritik an der Heidelberger Liste: Georgiades sei fachlich „umstritten“ und als „Ausländer“ vom „gesamten Fach für sehr unerwünscht gehalten“, Husmann ein „tüchtiger Spezialist für Mittelalter, aber hierauf beschränkt“ und Kahl würde wohl kaum „ernsthaft in Betracht gezogen“.²¹⁴ Blume versuchte stattdessen, Wiora nochmals ins Spiel zu bringen, und zwar für eine Kombination des Lehrstuhls in Heidelberg mit der Leitung des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg. Schmitz stimmte Blume daraufhin „als das einzigste was noch möglich wäre“ zu,

205 Ebd.

206 Vgl. Brief Blume und Schmitz an Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, 6.8.1948, UA Heidelberg, PA 3291, und Schmitz an Blume, 18.8.1948, AMIM, A9: „Nach nochmaliger, reiflicher Überlegung erschien es mir unnötig, die Fakultät neuerdings zu orientieren. Ohne Zweifel weiß sie längst Bescheid, wie wir über die Sache denken.“

207 Bessler an Schmitz, 28.8.1948, und Bessler an Blume 28.8.1948, ebd.

208 Ebd.

209 Blumes Brief an Schmitz vom 21.8.1948, auf den sich Schmitz unten bezieht, fand sich nicht im AMIM.

210 Schmitz an Blume, 9.9.1948, ebd, A9.

211 Ebd.

212 Schmitz an Bessler 20.9.1948, ebd.

213 Bessler an Schmitz 28.8.1948, ebd.

214 Blume an Schmitz, 15.10.1948, ebd.

Wiora allein für Heidelberg zu empfehlen. Auf „eventuelle Einsparungen hinzuweisen, die der Staat in diesem Falle durch eine Kombination der Tätigkeit Wioras in Heidelberg und Freiburg machen könnte,“ hielt er jedoch „für sehr gefährlich.“²¹⁵

Im November 1948 unterrichtete Blume Schmitz darüber, dass die „Würfel gefallen“ seien:²¹⁶ „Sie haben wieder recht: Es war kaum möglich, sich in die Heidelberger Vorgänge einzuschalten, ohne sich selbst Ablehnungen oder Missdeutungen auszusetzen. Ein Schulfall, der beweist, wie nötig unsere Hochschulkommission ist. Möge sie uns vor Überraschungen dieser Art in Zukunft bewahren.“

Tatsächlich engagierte sich Schmitz als Vorsitzender der Hochschulkommission, aber auch als Privatgelehrter weiterhin in besonderem Maße für Bessler. Als er Anfang 1949 von Blume aufgefordert wurde, mit der Hochschulkommission einen Listenvorschlag für die neu zu gründende Internationale Universität Bremen zu unterbreiten, setzte er selbst Bessler sogleich auf den ersten Platz, ohne das Urteil der Kommissionskollegen abzuwarten.²¹⁷ Schmitz zufolge hat Blume die Kommissionsliste aber vor der Weitergabe verändert – wahrscheinlich zu Ungunsten von Bessler.²¹⁸

Im Februar 1949 erhielt Bessler einen Ruf nach Jena.²¹⁹ Als Schmitz Bessler wenig später dazu gratulierte, teilte er ihm zugleich mit, dass er ihn auch für die neu zu besetzende Universität Saarbrücken nominiert habe.²²⁰ Mit Hilfe seines ehemaligen Breslauer Kollegen Quint erreichte Schmitz tatsächlich, dass das Kultusministerium mit Bessler in Vorverhandlungen eintrat.²²¹ Allerdings zogen sich die Verhandlungen in Saarbrücken, wo die Universität ja erst gegründet wurde, zu lange hin. Im März 1950 wurde offiziell gemeldet, dass Bessler den Ruf nach Jena angenommen habe.²²² Da er jedoch zunächst in Heidelberg wohnen bleiben sollte,²²³ hatte Schmitz die Hoffnung, ihn im Westen halten zu können.

Dies versuchte Schmitz noch mittels Nominierung von Bessler an einer vierten Universität: in Tübingen. Wiederum fungierte ein ehemaliger Breslauer Kollege von Schmitz, der Althistoriker Josef Vogt, als Kontaktperson, dem Schmitz schließlich im Oktober 1950 Bessler für die vakante Stelle nachdrücklich und initiativ empfahl.²²⁴ Im Dezember schrieb Bessler jedoch an Schmitz, für Tübingen sehe er „recht schwarz“, da seine Finanzlage „katastrophal“ sei.²²⁵ Er sei gezwungen, bereits Ostern nach Jena zu ziehen.

Daraufhin versuchte Schmitz Bessler im Westen u. a. mit der Bemerkung zu halten, sein aktuelles Buch *Bourdon und Fauxbourdon*, von dem Bessler ihm Korrekturabzüge geschickt hatte, sei „die bedeutendste“ Arbeit, „die in den letzten Deze[n]nien [...] in

215 Schmitz an Blume, 25.10.1948, ebd.

216 Blume an Schmitz, 3.11.1948, ebd. Am 21.3.1949 wurde Georgiades Nachfolger Besslers (Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 287).

217 Vgl. den Listenvorschlag von Schmitz an Blume, Osthoff und Fellerer, 1.2.1949, ebd. (1. Bessler, 2. Osthoff, 3. Hermann Zenck).

218 Dies geht aus dem Brief von Schmitz an Osthoff, 31.3.1949, ebd., A6, hervor.

219 Vgl. Bessler an Dekan der Philosophischen Fakultät Jena, 16.2.1949, UA Jena, PA Bstd. D 696.

220 Schmitz an Bessler, 25.3.1949, AMIM, A4.

221 Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 296–298, hier S. 297.

222 Ebd., S. 300. Vgl. auch Schmitz an Osthoff, 31.3.1949, AMIM, A6.

223 Umzug erst Ende März 1951 (Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 302).

224 Schmitz an Bessler, 4.11.1950 und 2.12.1950, ebd., AMIM, A4. Vgl. auch Bessler an Schmitz, 3.11.1950, ebd. und weitere Schreiben zwischen beiden in diesem Zusammenhang.

225 Bessler an Schmitz, 18.12.1950, ebd.

Deutschland“ geschrieben worden sei.²²⁶ Bessler hatte sich eine gemeinsame Rezension seines Buches mit den *Studies in Medieval and Renaissance Music* seines Schülers und US-Emigranten Manfred Bukofzer gewünscht, der sich „in der positivistischen Begrenzung anscheinend ganz wohl“ fühle: „So könnte man an den beiden Büchern über das 15. Jhd. geradezu dtische. und amerik. Musikwiss. exemplifizieren.“²²⁷ Schmitz übernahm die Rezension in der *Musikforschung*, legte den Schwerpunkt jedoch auf Besslers Buch.²²⁸

Nachdem Bessler Schmitz Anfang 1951 nochmals mitgeteilt hatte, dass er Ostern nach Jena übersiedeln müsse, bat Schmitz ihn ein letztes Mal, diese Entscheidung zu verschieben.²²⁹ Tatsächlich hatte sich Schmitz für Bessler sogar beim Dekan der Tübinger Fakultät eingesetzt, was er aber als rein persönliche Mitteilung an Blume aufgefasst wissen wollte, die er „mit gutem Grund vertraulich zu behandeln bat“.²³⁰ Indem er die Tübinger Fakultät vor der Isolation Besslers in Jena warnte, hatte er den Boden auf diese Weise „unaufgefordert“²³¹ bereitet. Blumes Frage, ob dieser nun als Präsident der Gesellschaft für Musikforschung dem Kultusministerium schreiben solle, bejahte er.²³² Tatsächlich schien die Tübinger Universität daraufhin prüfen zu wollen, ob Bessler zu berufen sei.²³³ Bekanntlich kam es nicht zu einem Ruf, so dass Bessler in den Osten wechselte.²³⁴

Zwischen 1948 und 1951 hat sich Schmitz als Vorsitzender der Hochschulkommission also vor allem für Bessler eingesetzt – sei es in Bezug auf Heidelberg, Bremen, Saarbrücken oder Tübingen. Was können die Gründe für dieses intensive Engagement gewesen sein? Neben der besonderen fachlichen Wertschätzung, die auch das gemeinsam erforschte 17. Jahrhundert einbezog, gibt Schmitz auch persönliche Gründe an: „Man darf wohl nicht übersehen, dass Bessler sich in der kritischen Zeit zwischen 1933 und 1945 auch für manchen Fachkollegen uneigennützig eingesetzt hat [...]. Ich kenne Bessler persönlich seit beinahe zwanzig Jahren. In dieser Zeit ist er mir stets nur als ein umgänglicher, liebenswürdiger und hilfsbereiter Kollege begegnet.“²³⁵ Denkbar ist freilich auch vor dem Hintergrund von Schmitz' kritischer Einschätzung der SBZ/DDR (Kapitel I.6.) und seiner

226 Schmitz an Bessler, 21.12.1950, ebd.

227 Bessler an Schmitz, 18.12.1950, ebd.

228 Schmitz hatte zunächst Bessler selbst und Leo Schrade („Er ist ganz gewiss nicht dem amerikanischen Positivismus verfallen“) als Rezensenten für Manfred Bukofzers Buch vorgeschlagen (Schmitz an Bessler, 21.12.1950, ebd.). Am 13.2.1951 gab er selbst die Zusage für die Rezension beider Titel an den Schriftleiter der *Mf*, Hans Albrecht (ebd., A9). Am 13.4.1951 bat er Albrecht aber um Zeitaufschub (ebd.): „Ich lese Englisch nicht flott.“ Die Rezension, in der er Bukofzers Buch zwar erwähnt, aber wegen der „Verschiedenheit der Ziele“ letztlich nicht einbezog, erschien schließlich in *Mf* 6 (1953), S. 57–60 (Zitat S. 57).

229 Bessler an Schmitz, 6.1.1951, und Schmitz an Bessler, 10.1.1951, AMIM, A4.

230 „Wenn die Sache so angefasst wird, gehen wir beide in jeder Beziehung korrekt vor, verärgern keine Stelle und dürfen hoffen, schneller zum Ziel zu kommen. Darauf kommt es ja schließlich an.“ Schmitz an Blume, 1.2.1951, ebd., A9.

231 Schmitz an Beissner (Dekan der Phil. Fak. der Universität Tübingen), 13.1.1951, ebd.

232 Blume an Schmitz, 29.1.1951 und Schmitz an Blume, 1.2.1951, ebd.

233 Blume an Schmitz, 19.2.1951, ebd.

234 Schmitz' Sorge, er könne dort isoliert sein, sollte sich nicht bewahrheiten. Dazu näher Schipperges, *Die Akte Heinrich Bessler*, S. 365–377.

235 Schmitz an Beissner (Dekan der Phil. Fak. der Universität Tübingen), 13.1.1951, AMIM, A9. Kurzfristige pragmatische Gründe wie das bestens erhaltene Quellenmaterial aus Heidelberg, das Bessler großzügig mit Schmitz tauschte, fallen spätestens seit seiner endgültigen Entfernung von dort aus. Welche Bedeutung dieser Quellen- und Literaturtausch einst hatte, wird deutlich am Bericht von Ernst Laaff, „Das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Mainz“, in: *Gesellschaft für Musikfor-*

mangelnden Einflussmöglichkeiten dort (Kapitel II.1.), dass er den Verlust einer westdeutschen Kapazität im Umfeld der Bildung der beiden deutschen Staaten vermeiden wollte.

Schluss

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Kontinuitäten mit der Zeit vor 1945 in der frühen Mainzer Nachkriegsmusikwissenschaft trotz der vermeintlichen Neugründung der Universität überwogen, sowohl in personeller wie inhaltlicher Hinsicht. Die persönlichen Verbindungen von Arnold Schmitz aus Breslauer Zeiten ermöglichten ein nahtloses Anknüpfen, und die thematischen Weichenstellungen dieser Zeit sollten sich nicht wesentlich verschieben – auch unter Einbeziehung von Mainzer Persönlichkeiten wie Ernst Laaff, der ebenfalls seine entscheidende Prägung in der Zeit des Nationalsozialismus und davor erfuhr.

Die ehemaligen Breslauer Kontakte schließlich ermöglichten es Schmitz aber auch, als Dekan und Rektor der Mainzer Universität sowie Vorsitzender der Hochschulkommission der Gesellschaft für Musikforschung sehr einflussreich zu bleiben. Als einer der ganz wenigen Musikwissenschaftler seiner Zeit pflegte Schmitz mehrere Netzwerke: zum einen zu Friedrich Blume, dem Hauptherausgeber der *Musikforschung* und Präsidenten der GfM, sowie in diesem Zusammenhang zu Helmuth Osthoff und Karl Gustav Fellerer. Zum anderen über die Akademie der Wissenschaften zu Wilibald Gurlitt und zum *Archiv für Musikwissenschaft*. Zugleich hielt Schmitz engen Kontakt zu Heinrich Bessler, dem allein aus inhaltlichen Gründen vielleicht am meisten geschätzten Musikwissenschaftler dieser Zeit, und versuchte vor dem Hintergrund des Kalten Krieges dessen Abwanderung in die SBZ/DDR zu verhindern.

Arnold Schmitz' Mainzer Ära von 1946 bis 1961 war offenbar nicht nur eine zeittypische Ausprägung der Musikwissenschaft der frühen Nachkriegszeit. Neben Blume scheint Schmitz auch einer der politisch am weitreichendsten einflussnehmenden Musikwissenschaftler in Westdeutschland gewesen zu sein. Zugleich blieben seine Mainzer Personalentscheidungen, vor allem die Einbeziehung Ernst Laaffs und Albert Welleks, folgenreich für die thematische Ausrichtung des Instituts nach seinem Ausscheiden, hauptsächlich in Bezug auf die Neue Musik.

Nach der Emeritierung von Schmitz übernahm Wellek 1961/62 vertretungshalber das Direktorium des Musikwissenschaftlichen Instituts.²³⁶ Gemeinsam mit Schmitz lancierte Wellek außerdem die Berufung Hellmut Federhofers (geb. 1911), wie Wellek Österreicher und musikwissenschaftlich Promovierter der Universität Wien, als Nachfolger von Schmitz ab Sommer 1962.²³⁷ Federhofer war Schüler Alban Bergs gewesen, hatte sich jedoch unter dem Eindruck der Lehre Heinrich Schenkers von der Atonalität abgewandt. Gemeinsam mit Wellek – und später auch ohne ihn – veröffentlichte er eine große Zahl von kritischen

schung, Dritte Mitteilung, Januar 1948, S. 8: „Nachbarschaftliche Hilfe gewährt entgegenkommender Weise das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Heidelberg.“

236 Vgl. Unverricht, „Das Fach Musikwissenschaft und das Musikwissenschaftliche Institut“, S. 40.

237 Diese Vermutung bestätigten mir freundlicherweise gesprächsweise Renate Federhofer-Königs am 12.6.2012 sowie Hubert Unverricht am 10.7.2012. Unverrichts Auskunft zufolge sei Schmitz maßgeblich in die Nachfolgefragen einbezogen gewesen. Zunächst habe Schmitz' früherer Assistent Feldmann den Ruf erhalten, die Professur jedoch aus Krankheitsgründen nicht antreten können. Für den daraufhin berufenen Federhofer habe Wellek nicht nur stellvertretend die Berufungsverhandlungen geführt, sondern auch das Einstellungsgespräch mit Unverricht für die Assistentenstelle bei Federhofer.

Studien, die der Rezeption der atonalen, seriellen und dodekaphonen Musik gewidmet sind. Beide Forscher versuchten experimentell zu erweisen, dass diese Musik nicht rezipierbar sei und auch für ein Fachpublikum keine Vorzüge gegenüber rein Zufälligem habe.²³⁸ Federhofer hat diese These bis in die jüngste Gegenwart verfolgt.²³⁹

238 Zusammengefasst in: Hellmut Federhofer, *Neue Musik. Ein Literaturbericht* (= Mainzer Studien zur Musikwissenschaft 9), Tutzing 1977. Dort erwähnt er u. a. die gemeinsam mit Albert Wellek durchgeführten hörpsychologischen Versuche 1969–71 (S. 207) und die Durchsicht des Bielefelder Katalogs durch Wellek 1966/75 (S. 29).

239 Vgl. die Literaturangaben bis 2001 in Hellmut Federhofer, Art. „Federhofer, Hellmut“, in: *MGG2*, Personenteil 6, Kassel 2001, Sp. 868–870, hier Sp. 869.